

Leibnitz's
Deutsche Schriften.

Leibnitz's
Deutsche Schriften.

Herausgegeben

von

Dr. G. C. Schubner.

Erster Band.

Berlin:

Verlag von Veit und Comp.

1838.

Seiner Hochwohlgeboren

dem

Königlichen Geheimen Legationsrath

Herrn

K. A. Varnhagen von Ense

ehrerbictigt und dankbarst

zugeeignet.

Ihr gefeierter Name sollte, nach meinem ursprünglichen Wunsche, diesmal schon die Biographie Leibnizens schmücken, zu welcher Sie mir vor anderthalb Jahren die Anregung gaben; und gewiß dachte ich, im ersten Feuer, womit ich die Grundlinien zu einer Lebensgeschichte Leibnizens ausarbeitete, und selbst später, als ich, um meine Materialien zu vervollständigen, die Reise nach Hannover unternahm, nicht daran, statt mit einer historischen Darstellung zuvor mit einem historisch- und philologisch-kritischen Werke hervorzutreten; um so weniger, als ich bis dahin fast gar nicht historisch, noch kritisch, sondern meist philosophisch mit Leibniz mich beschäftigt hatte, so daß es bei mir auf eine neue Darstellung seines spekulativen Systems abgesehen war. Und gegenwärtig giebt mir blos die Kritik von Leibniz's Leben und Schriften so viel zu thun, daß ich dadurch von spekulativen Studien fast abgeschnitten zu werden fürchten sollte. —

Wenn indessen dieser Wechsel als kein zufälliges Springen von Objekt zu Objekt, sondern als ein von den innern Bedingungen ein und des nemlichen Objekts motivirter, stetiger Uebergang sich erweisen, wenn namentlich das allgemeiner gewordene spekulative Interesse an Leibniz selbst durch eine kritische Revision der bisherigen historischen und literarischen Grundlage dieser Studien gefördert werden sollte, dann dürfte ich mir zu diesem Wechsel Glück wünschen; und wenn meine

Bemühungen auf diesem Felde nicht ohne alle Frucht bleiben, so bin ich nicht allein, sondern auch alle durch dieselben wissenschaftlichen Interessen mit mir Verbundenen Niemand anders als Ihnen den ersten und größten Dank schuldig, weil Sie den Anstoß dazu gegeben haben.

Man darf behaupten, daß für Kritik des Leibniz seit Ludovici, also ganzer hundert Jahre, kein Schritt vorwärts gethan wurde. Denn der Herausgeber von Leibniz's sämtlichen Werken, Ludwig Dutens, bauete ganz auf Ludovici; daher ganze Sammlungen, wie die des Professor Rapp von 1745, Dutens entgangen sind und seiner Sammlung fehlen, dagegen Schriften, deren Echtheit noch der Kritik unterliegt, lediglich auf Ludovici's Autorität aufgenommen sind. Was vollends die Biographie Leibnizens betrifft, so hat diese seit 1737 eher Rück- als Fortschritte gethan; man darf nur einige Seiten in Eberhard's, dem Pantheon der Deutschen einverleibten Arbeit, prüfen, um meine Behauptung nicht zu streng zu finden. Was aber vor Ludovici in dieser Beziehung erschienen ist, fließt meist aus Eckhart's dürren, über alle Maassen überschätzten, keine Prüfung aushaltenden, erst im Jahre 1679 aus der Handschrift vollständig abgedruckten Nachrichten.

Es ist beinahe zum Gemeinplatz geworden, daß man, um Leibniz zu fassen und darstellend in die Geschichte einzuführen, Leibniz fein müsse, — unterdessen hat Niemand etwas gethan, um dem Leibniz kommender Jahrhunderte Vorarbeiten zu überliefern, wenigstens das nöthige Material, wovon im Strome der Zeit mehr oder weniger verloren geht, der spätern Generation zu erhalten. Was soll indeß jener Satz eigentlich bedeuten? Ich glaube, man könnte ihm mit Grund einen andern entgegensetzen und behaupten, Leibniz habe sich selbst zu seiner Zeit nicht so gut verstanden, als ein jeder von uns, welcher, getragen von dem Bewußtsein der Weltgeschichte, zu

der Betrachtung des großen Mannes sich zurück wendet, von welchem uns bald der lange Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten trennt. Aber denken wir uns Leibnigen, als er auf der Höhe seines Bewußtseins vor sich und der Welt stand, im Begriffe sich selbst zu erfassen: so dürfen wir uns keinen momentanen Akt der Reflexion vorstellen, sondern ein simultanes Ueberblicken und Beziehen aller in der Zeit aufeinander liegender Momente der Geschichte seines Geistes, ein Herabsteigen in der Erinnerung bis zu den frühesten Stadien seiner Entwicklung in wechselnder Berührung mit der Welt, mit Personen, Verhältnissen und Schicksalen, deren genetischer Komplex, daß ich in Leibnigens Sprache rege, das Princip seiner Individualität konstituirte. Mit einem Worte, Leibnig konnte sich selbst nur erkennen, wenn er sich in seine Geschichte lebendig hinein versetzte.

Das eben ist es aber, was wir thun müssen, aber auch thun können, um eine der Vergangenheit bereits angehörende, große Individualität kennen zu lernen und zu begreifen, ihre Geschichte, den Uebergang vom Werden zum Sein, der Kraftentwicklung zum vollen Wirken, zu verfolgen, mit den Mitteln der Wissenschaft zu erforschen und darzustellen.

Um jedoch die Geschichte eines Leibnig zu schreiben, dazu bedarf es eines ganz andern Anlaufs, als wozu unsre Altvordern sich niemals entschließen konnten. Es giebt keine fertige Form, in welche man das fertige Material zu dieser Geschichte nur zu gießen hätte — was sage ich? es fehlt viel, daß das Material dazu schon ausgemittelt und vorhanden wäre, auch nur so viel, um in der Nation ein allgemeines Interesse für das Andenken Leibnigens zu erwecken und dauernd zu erhalten.

Es sei mir erlaubt, an das mir unmittelbar Vorliegende anzuknüpfen. Wir stehen gegenwärtig in dem letzten Decennium vor der zweihundertjährigen Jubelfeier des Geburtstages

des großen Leibniz, des Stolzes der deutschen Nation: und doch ist vielleicht der größere Theil, ich will nicht sagen der Gelehrten, aber der wissenschaftlich Gebildeten in Deutschland durch die bloße Ankündigung „der deutschen Schriften“ von Leibniz überrascht worden. Wie anders? da ja vor wenigen Jahren noch einer unsrer Gelehrten eine kleine Abhandlung Leibnizens in deutscher Sprache in der bestimmten, unbefangenen ausgedrückten Ueberzeugung von neuem herausgab, er lasse Leibnizens einzige Schrift im mütterlichen Idiom wieder abdrucken, eine Schrift, meinte er, durch welche der große Mann in seinen letzten Jahren der von ihm im Leben nie gebrauchten Muttersprache gleichsam eine Ehrenerklärung gegeben habe, eine Teutodiece, wie er es nennt! — und daß diese Behauptungen nicht sogleich den Einspruch eines Kritikers hervorriefen, welcher in der Eile, wenn auch nur zehn von Leibnizens gedruckten deutschen Schriften anführte! Woher, wird man fragen, ein so schroffes Begegnen dieses Buches mit jener nur um einige Jahre ältern, literarischen Erscheinung? woher endlich — darauf wollte ich doch hinaus — jene lebendige Theilnahme des ganzen gebildeten Theils der Nation für Leibniz, wo das Vorurtheil so tief eingewurzelt war, der große Mann sei — wie man gedruckt lesen kann — seiner Muttersprache nicht mächtig gewesen, oder er habe sie verachtet?

Weil nun unbestreitbar Leibniz seiner innersten Bedeutung nach so sehr dem deutschen Geiste angehört, als er bei seinem Leben mit ganzer Seele und Innigkeit des Gemüths an seinem Vaterlande hing, so mußten die ersten Steine zu einem Neubau für Leibnizens Denkmal aus jenem bisher verschütteten Schachte hervorgeholt werden. Leibniz muß bei seinem Auferstehen unter einer Nachwelt, welche ihn zu würdigen versteht, zu seinen theuern Deutschen deutsch zu reden den Anfang machen.

Frankreich und Holland tragen jetzt gleichzeitig, wie durch Verabredung dazu bei, das Andenken des großen Leibniz würdig zu erneuern. In England wagt Niemand heute ungestraft, aus vererbter Eifersucht, welche bis zu den Zeiten Georg's I. und dem frühesten Kampfe der politischen Partheien hinauffteigt; auf den Namen des Nebenbuhlers Newton's einen Flecken zu werfen. Ja, Jene haben uns längst den Ruhm weggenommen, die zerstreuten Schriften und Werke unsers Leibniz in eine Sammlung zu bringen: keinem deutschen Könige oder Fürsten sind seine sämmtlichen Werke zugeeignet; und Ludwig Dutens sah in seinem Helden eigentlich nur den einstigen Unterthan des Königs von England. Deutschland konnte hier also nur zu kurz kommen; und bis auf eine kleine Schrift, sind alle deutschen Schriften Leibnizens, welche der Sammler und Herausgeber kannte, und deren er habhaft werden konnte, nicht in der Urschrift, wie sie aus Leibnizens Feder geflossen waren, sondern nur in lateinischen oder französischen Uebersetzungen dort zu lesen! — Allein stimmte, ich will nicht sagen heute nach siebenzig Jahren, nein selbst damals die Beschaffenheit dieses Corpus zu seiner Bestimmung, Leibnizens sämmtliche Werke zu enthalten? — und wie viel Neues ist in dem hinter uns liegenden Zeitraum seit 1768 in verschiedenen Gegenden Europa's an's Licht gefördert worden? wie viel des Kostbarsten liegt noch ungedruckt und wartet, der Welt mitgetheilt zu werden, ja wie vieles bleibt noch erst zu erforschen, zu ermitteln, und der Vergessenheit oder eigentlich völliger Vernichtung zu entreißen? Halten wir uns jetzt aber an die Sammlung, die wir dem Fleiße des Auslandes verdanken, und welche die Grundlage einer künftigen, wahren Gesammtausgabe von Leibnizens Schriften bilden wird, wie viel ist hier für die Kritik, oder vielmehr, was wäre ihr zu thun nicht übrig geblieben? Unterscheidung des Echtes vom

Unechten, Ersetzung der Uebertragungen in fremde Sprachen durch die Urschriften, methodische Anordnung, Reinigung und Herstellung des Textes von unzähligen Verstümmelungen und Lücken, und wie gesagt, Einverleibung einer Menge Schriften, welche wie zerrissene Glieder eines Körpers, noch immer zerstreut, unkenntlich und ungenossen, umherliegen. Dazu kämen nothwendig kritische, einleitende Abhandlungen nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft, wo jede bedeutende Schrift oder Gruppe von Schriften in ihr rechtes Licht und ihren Zusammenhang mit dem Organismus des Leibnizischen Geistes gesetzt würde.

Wenn man nun die schriftstellerischen Leistungen eines Gelehrten seine Thaten nennen kann, und alle Geschichte auf Thaten, als ihrem Grunde, beruht, so scheint, daß der künftige Geschichtschreiber Leibnizens auf die Verwirklichung dieses so eben angedeuteten Entwurfes warten müsse, wofern er seiner Bestimmung entsprechen will. Und der Hoffnung darf man sich auch hingeben, daß die Staaten von Hannover und Preußen dem unsterblichen Manne, welcher einen so ausgezeichneten Platz in der Geschichte ihrer intellektuellen und damit so eng verbundenen politischen Entwicklung einnimmt, zu diesem würdigsten Denkmale seines Geistes verhelfen werden. Alsdann ließe das Material zu einer Geschichte Leibnizens, und zwar von der wichtigsten Seite, nichts zu wünschen übrig; wenigstens würde den Interessen der Gelehrten vom Fach mehr oder minder vollständig Genüge gethan sein.

Hier tritt nun aber der Punkt hervor, wo der künftige Geschichtschreiber Leibnizens über den frühern Standpunkt sich erheben müssen. Die Thaten Leibnizens gehen nicht, wie bei den meisten Gelehrten, in seine Schriften auf: denn er bedeutet uns keinen bloßen Gelehrten. Sie sind auch gar nicht seine Thaten, denn diese liegen anderswo. Sie mögen

uns auch nicht überall sowohl dasjenige gelten, was sie an sich sind, als was sie bedeuten. Wie todt scheint uns vielleicht ein beträchtlicher Theil dieser Schriften, wie abseits von unsern gegenwärtigen, geistigen Interessen: aber man befreie sie aus ihrer starren Isolirtheit, welche keine Brücke zu unserm Bewußtsein zuläßt; man versammle sie um den lebendigen Mittelpunkt, den unsterblichen Geist, dem sie gleich Fulgurationen entströmten, und ein Hauch von diesem Geiste vermag sie für uns mit Leben und Wärme zu befeelen.

Leibniz war gelehrter, als alle Gelehrten, und doch kein Gelehrter; er war von Beruf ein Staatsmann, doch von welt-historischer Wirksamkeit. Chursachsen, sein eigentliches Geburtsland, verlor ihn früh, zu einer Zeit aber, wo dessen politische Bedeutung für das Reich, welche im sechzehnten Jahrhundert ihren Gipfel erreicht hatte, lange zusammengeschnitten war, ein untergehendes Gestirn. Als junger Mann kam er bald in die Dienste des großen Erzkanzlers und Direktors der Reichs-Angelegenheiten, des Churfürsten Johann Philipp von Mainz, und wirkte schon dort durch die Genialität seines Geistes, verbunden mit einer seltenen, echt deutsch patriotischen Gesinnung, gleich den ersten Rathgebern und Ministern des Churfürsten, dieses Gleichgewichtshalters der Angelegenheiten Europa's. Die Jahre des kräftigsten Mannesalters widmete er der Begründung der aufblühenden Macht und Größe des Hauses Hannover unter der Regierung von Ernst August und Sophien, den Stammeltern, wie in männlicher Linie der Könige von England, so in weiblicher der Könige von Preußen. Den langen Abend seines Lebens verherrlichte aber der eifrige, ja leidenschaftliche Antheil an der Beförderung des Glor und der Glorie des jungen preussischen Königshauses, dessen Bedeutung in christlich-religiösen, wie intellektuell-politischen Bezügen für Deutschlands Zukunft der große Mann mit Seher-

blick vorausgesehen, ja verkündet hat. So entfaltet eine auch nur flüchtige Musterrung seines Lebens ganz deutlich die Stadien in dem Zeitraum von einem halben Jahrhundert (1666 bis 1716), doch auf eine ferne, vor unsern Blicken bereits enthüllte Zukunft hinaus deutend. Ein solcher Geist gehört also mit Fug und Recht heute dem ganzen Deutschland, wie im Allgemeinen, so in den individuellsten Beziehungen zu, ein Geist, um den Europa uns beneiden möge.

Was dieser Heros weiter in der Philosophie und in allen Wissenschaften göttlicher und menschlicher Dinge durch neue Methoden und unzählige Entdeckungen und Erfindungen aufgestellt, was er, wie schlummernde Funken, aus der Tiefe des Geistes hervorgeholt und zu hellleuchtenden Flammen angefaßt; wie er, gleich einem, des Friedens und der Liebe wegen vom Himmel gesandten Geiste, die Harmonie, welche er in seinem Gottesbewußtsein schaute, durch rastlose Vermittelungen unter den Menschen, als Christen, als Gliedern des bürgerlichen, wie des gelehrten Staates, überhaupt aber als Menschen, zu verwirklichen strebte; daß er die Weisheit aus der Schule in das Leben hinüberführte und aus den Hörsälen in die Säle der Großen — alles dieses, was von zehn verschiedenen Zeiten angesehen, ebenso viel Leibnize giebt; alles dieses, bedeutet es etwas anders, als eine organisirte Welt von angeborenen und erworbenen, geistigen und sittlichen Mitteln, durch deren Anwendung Leibniz jene Höhe welthistorischer Wirksamkeit erstieg, und über ein gewöhnliches Menschenalter oben wandelte? er, der Herkunft nach der nachgelassene jüngste Sohn eines armen, bürgerlichen Professors? —

Wenn nun einer auch Leibnizens Schriften vollständig gesammelt, kritisch gesichtet und chronologisch bestimmt, vor sich haben möchte — wie viel fehlt, daß er den Schriftsteller selbst habe?

— Möge also die Geschichte Leibnizens, dem vollen Begriffe nach, lange noch Ideal bleiben, so wird doch dieser Begriff den Bestrebungen des Forschers eine neue Richtung und Spannkraft geben müssen. Man wird nicht mehr, wie sonst, das Studium seines Lebens und seiner Schriften oder seiner Philosophie für ganz gesonderte, von einander unabhängige Studien halten und betreiben; beide müssen vielmehr stetig unter einander, und in dieser Wechselbeziehung auf ihre höhere Einheit, auf den unsterblichen, erhabenen Geist bezogen werden, welcher ja selbst die sittlichen, religiösen und wissenschaftlichen Bewegungen unter seinen Zeitgenossen weder durch seine Schriften, noch durch sein Leben allein, sondern durch die verstärkte Gesamtwirkung beider hervorgerufen hat. —

Wenn Sie bei diesem ersten Bande der deutschen Schriften Leibnizens, sowohl in ihrer Anordnung, als ihrer kritischen Einleitung und Erklärung das Bestreben erkennen möchten, jenem Begriffe nahe zu kommen, und der Versuch in einigem Verhältnisse zu der Aufgabe sich verhielte, würde ich mich glücklich schätzen. Gestatten Sie mir an diesem Punkte, über die Grundsätze, welche bei der Herausgabe mich leiteten, einiges Nähere auszusprechen, und verzeihen, wenn ich hier vielleicht ein wenig zu sehr in den Ton des trocknen Berichterstatters herabsinke. Was also die Anwendung betrifft, so sei, mit Hinsicht auf den folgenden zweiten Band, die Bemerkung gestattet, daß, wie in dem ersten Bande die Beziehungen zum deutschen Reiche überhaupt und dem Hause Hannover insbesondere, als Grundfaden die einzelnen Schriften zusammenhalten, so im folgenden Bande das Verhältniß Leibnizens zum preussischen Königshause, in den deutschen Schriften, welche die preussische Krone, die Stiftung der Societät der Wissenschaften und der Union zwischen den Lutheranern und Reformirten betreffen, zu Grunde liegen wird. Ein Theil

desselben Bandes wird überdies eine Reihe von Aufsätzen und Briefen enthalten, welche zur Charakteristik Leibnizens gehören.

Den eigentlichen Stamm dieses ersten Bandes bilden nun die aus den Schätzen der Königlichen Bibliothek von Hannover, unter der Regide des durch Munificenz und Freisinnigkeit hoch ausgezeichneten, dortigen Cabinets-Ministeriums, geschöpften, bisher ungedruckten, handschriftlichen Quellen, worüber das Buch im Besondern und Einzelnen nähere Rechenschaft giebt.

In der Recension des Textes überhaupt habe ich mir in Absicht auf Eigenthümlichkeiten in den Wortformen, Wendungen, Konstruktionen, Einmischung fremder Sprachelemente u. s. w. vollkommne Treue zur Richtschnur gemacht; und daher z. B. Formen, wie das alterthümliche *unde für und*, und einmal *is für ist*, geschont. Man wird daher die von der modernen in so vielen Stücken noch abweichende Etymologie und Syntax Leibnizens, besonders in den Schriften aus der Jugendperiode um das Jahr 1670, durchaus wiederfinden. Mehreres in dem Bedenken von 1670 in zwei Abtheilungen, scheint die Spuren der eigenthümlichen Zeit- und Localitätsverhältnisse zu verrathen, unter welchen das Ganze gearbeitet ist. Es trägt, im Vergleiche mit den übrigen Schriften aus derselben Periode, bei aller innern Durcharbeitung des Gedankens, mehr das leichte Gepräge einer geistreichen Konversation als den Charakter eines bei Muße mit Sorgfalt gearbeiteten, und für den Druck bestimmten Schriftwerks.

Wenn indeß die überall, mehr oder weniger hervorstechende Eigenthümlichkeit in Ausdruck, Wortbildung und Figuren ein Gesetz befolgt, welches eine gewisse Selbstständigkeit von selbst mit sich führt, so hat es, mit der Schreibung (Orthographie), als solcher, eine entgegengesetzte Bewandniß. Der Vorwurf kann fast allen Schriftstellern jener Periode in Deutschland gemacht werden, daß sie, abgesehen von dem, was

bei Druckschriften auf Rechnung des Setzers gebracht werden möge, bei ihrer Schreibung auf das Auge des Lesers fast gar keine, aber selbst nicht immer auf das Ohr des Lesers Rücksicht nahmen. So auch Leibniz. Er sieht die Schrift als ein Instrument an, das er für die Fixirung seiner Gedanken gebraucht, und welches nur dem Klange des Worts im Allgemeinen entsprechen soll. Diese Willkühr erstreckt sich in den Schriften jener Zeit bis auf die Eigennamen, die jeder schreibt, wie sie ihm, nach der Färbung des Dialekts, den er zu hören gewohnt ist, ins Ohr fällt; man erinnere sich z. B., wie verschieden der Name Leibniz sowohl in den vokalischen als konsonantischen Bestandtheilen des Worts geschrieben vorkommt. Man schreibt ferner, Trippelallianz, Logick, Metaphysick und dgl. ohne die sorgfältige Beachtung der Etymologie, welche nur der Idiot heute unterläßt. Zwischen den verwandten Vokalen und Doppelvokalen ist auch bei Leibniz in einer und derselben Schrift ein stetes Schwanken. Am meisten fällt uns eine gewisse Willkühr im Gebrauche der großen Anfangsbuchstaben der Worte auf: die Abstracta schreibt Leibniz in der Regel klein, eine Menge von Adjectiven, welche etwas Wesentliches bezeichnen, dagegen groß; und wiederum Hauptwörter, welche bloße Dinge benennen, klein. Kommt hiezu der schwankende Gebrauch des unorganischen h oder die Verdoppelung von Vokalen, um Dehnung anzuzeigen, so entsteht eine Schreibung, welche jetzt das an eine geregelte Orthographie gewohnte Auge häufig verwirren müßte, wie wenn „wahren“, so viel als „Waaren“, dagegen „Waaren“ so viel als „wahren“, oder „viel“ das nemliche was „fiel“ und umgekehrt bedeutet. Dies ließe sich leicht durch die ganze Tonleiter der alphabetischen Laute durchführen und mit Beispielen belegen; und es gilt von Druckschriften nicht minder, als von Handschriften. Belehrend ist die Vergleichung einer deutschen staatsrechtlichen

Abhandlung Leibnizens, wie sie in den Jahren 1694 und 1695, einmal zu Frankfurth, ein anderesmal zu Hannover, beidemal aber nach einem Manuskripte des Verfassers gedruckt erschienen ist; (ich meine die Schrift: Von dem Unterscheide des Reichs-Banners und der Württembergischen Sturmfahne) so verschieden ist an beiden Orten die Schreibung, so wenig ließe sich behaupten, daß der eine Druck die ursprüngliche Schreibart treuer wiedergebe, als der andere.

Nicht genug also, daß in die Schreibung von Schriften aus so verschiedenen Perioden Einheit und Konsequenz zu bringen ein nutzloses Bemühen geblieben wäre, so machte mir es der Vorgang so ansehnlicher Autoritäten, als Dutens und Feder, zur unabwieslichen Pflicht, hinsichtlich der Orthographie auf den großen Kreis derjenigen Leser Rücksicht zu nehmen, welche, um ein Wort von Goethe zu gebrauchen, nicht sowohl an Leibnizens deutschen Schriften, als mit ihnen sich zu beschäftigen Neigung haben werden. Nicht etwa, als hätte ich nur daran gedacht, die Eigenthümlichkeiten von Leibniz durch konsequente Einführung der modernen, selbst einer gründlichen Reform noch bedürfenden Schreibung zu verwischen; vielmehr habe ich mir folgende Maxime als Richtschnur gesetzt. diejenige Färbung der ursprünglichen Schreibung, sowohl in Druck- als in Handschriften, welche eine Verschiedenheit des Klanges und der Aussprache voraussetzen, desgleichen alle Eigenschaften, welche als Reste einer organischen Bildung oder Wandelung des Wortes erkennbar sind, habe ich sorgfältig beibehalten, nach dem Grundsatz, daß nicht das Auge, sondern das Ohr das ursprünglich Maasgebende für Sprache sei: hingegen Abweichungen von unserer Schreibung, welche sich auf nichts als Konvenienz oder Willkühr stützen, der Rücksicht auf das Auge der heutigen Leser ohne Bedenken zum Opfer gebracht. Nicht um das historische Wissen zu bereichern, wenigstens nicht

deßhalb allein habe ich zu diesem Unternehmen meine Kräfte versucht, sondern aus der vollen Ueberzeugung, daß diese, zum Theil bisher ganz unbekannt gebliebenen Schriften Geist und Leben genug in sich haben, um auf den Geist und den Sinn der deutschen Leser nachhaltig zu wirken.

Sie dürfen mit Recht die Forderung stellen, daß der Herausgeber Leibnizens vor Allem trachte, im Geiste Leibnizens dabei zu verfahren. Sollte es wohl diesem Geiste gemäß sein, an Zufälligkeiten mit Aengstlichkeit zu haften, welche für das Wesentliche der Sache, wenn auch eine noch so geringe Hemmung werden könnten? Leibniz war einer der gründlichsten Sprachforscher; aber auch hier war die Rücksicht auf die Methode, den Gebrauch, die Leichtigkeit der Verbreitung fernliegender Kenntnisse bei ihm vorwiegend. Darum wollte er auch, daß die Alphabete und Schriften orientalischer Sprachen zum Gebrauche der meisten abendländischen Gelehrten in das lateinische Alphabet sämmtlich übertragen werden sollten. „Denn auf diese Art, schreibt er an seinen Freund, den berühmten Orientalisten Job Ludolf, würden wir diese Sprachen vielleicht mit halber Arbeit lernen. Mich wenigstens haben die fremden Charaktere mehr als alles andere abgeschreckt, gleich steinharten Schalen, welche einen Kern oder ein Mark einschließen, und welches Viele genießen möchten, wenn sie diese Nuß aufgebrosen vorfänden. Jene barbarischen Charaktere sind wenigstens etwas Zufälliges, ohne welche die Sprache selbst bestehen, und sowohl gesprochen, als geschrieben werden kann. Warum verdoppeln wir uns also eine Schwierigkeit, welche für sich groß genug ist?“ — (Opp. Omn. VI., 88.). Dies wohlervogen möge mich vor dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit schügen.

Und so nehmen Sie diese Ihnen ehrerbietigst dargebotene Leistung als den Ausdruck meiner Gefinnung und der Empfün-

dungen auf, welche Sie durch Ihre im reichsten Maaße mir bewiesene Güte für ewig in mir erweckt haben. Erwäge ich die Entstehung dieser Arbeit, als eine Frucht der Bestrebungen, welche erst durch Ihre Theilnahme einigen Halt und Folge gewannen, blicke ich auf den innern Muth, welcher bei diesen Anstrengungen mich begeisterte, rufe ich mir zurück, wie Sie dabei vom Anfang mit Rathschlägen und Aufmunterungen mir zur Seite standen, wie Sie selbst wirksam und thätig meinem Streben aufhalfen, so darf ich das Buch dem Geiste nach, wie alles, was sich vielleicht in der eingeschlagenen Richtung daran noch anschließt, als Ihr eigenes ansehen, und mir nur in der Ausführung einiges Verdienst beimessen. Dies alles darf mir zu gleicher Zeit eine Bürgschaft sein, daß diese kritischen Bemühungen bei einem größern Kreise Eingang finden werden, als es Büchern von einer strengern Farbe vielleicht sonst gelingt. Ich hoffe es um so viel mehr, als Sie selbst vor Kurzem durch das Leben der unsterblichen Königin von Preußen, Sophie Charlotte, zugleich auch das Andenken Leibnizens in herrlicher Weise wiedererweckt und also Leibnig's deutschen Schriften im voraus Bahn gebrochen haben.

Berlin, im October 1837.

G. C. Suhrauer.

Schriften aus der Jugendperiode.



Kritisch-historische Einleitung.

Die Schriften, welche wir durch nachstehende Betrachtungen einzuleiten unternehmen, haben das besondere Interesse, daß sie, außer dem wissenschaftlichen Gehalte, eine Beziehung auf das Leben und den Entwicklungsgang des großen Verfassers aussprechen. Dadurch steht diese erste Gruppe Leibnizscher deutscher Schriften in genetisch innerem Zusammenhange.

Unter diesen Schriften geben wir dem „Bedenken“ von 1670 in zwei Abschnitten, welches Leibniz in seinem vierundzwanzigsten Jahre aufgesetzt, wie billig, den ersten Platz; es macht ein kleines Werk aus, um welches die übrigen, wie um ihren Mittelpunkt, sich reihen. Außer daß durch diese bedeutende Schrift die Geschichte der deutschen Diplomatie um einen so originell, wie dieser, selten gebotenen Beitrag, und die vaterländische Literatur um eine wahre Zierde bereichert wird, wird uns durch sie Leibnizens Geist, Gemüth und Charakter in einer eigenthümlichen und neuen Weise aufgeschlossen. Nur darf die Schätzung dieses Erzeugnisses keine blos persönliche bleiben; denn ob schon es, wie es ist, ganz sein zu nennen ist, so wird man doch auch behaupten müssen, daß es nicht Leibniz allein zugehört. Die Zeit nämlich, die Dertlichkeit die eigenthümlichste Verwicklung und Entwicklung der Ver-

hältnisse, und außerdem bedeutende geschichtliche Namen, ein Churfürst Johann Philipp, ein Johann Christian von Voineburg, diese Personen und jene Umstände haben Theil an der Bedeutung der Schrift; und nur, indem wir sie in der organischen Verknüpfung aller dieser Bezüge zu verstehen suchen, erheben wir uns zu geschichtlicher Betrachtung. Die Lebensgeschichte des Verfassers ist jedoch der eigentliche Faden, der diese Schriften innerlich verknüpft; daher er auch für unsre Darstellung den leitenden Faden abgeben wird.

Wir bevorzugen jedoch, daß auf diesen einleitenden Blättern weder ein aus der Lebensgeschichte Leibnizens herübergezo gener, fertiger Abschnitt, noch auch ein in den Grenzen historischer Darstellung hinfließendes Gemälde erwartet werden möge; in ersterer Hinsicht haben wir uns, bei der Fülle des Stoffs, auf dasjenige zu beschränken, was für das Verständniß der Schriften nicht entbehrt werden kann; in Rücksicht auf die Behandlung aber wird es uns nicht erlassen werden, so oft, als die Gelegenheit dazu auffordert, gegen die, für die Geschichte Leibnizens geltenden, Autoritäten polemisch zu verfahren. Wir knüpfen an den wichtigen Zeitpunkt an, wo Leibniz den großen Schritt aus der Schule in das Leben thut, die Studirstube hinter sich läßt, und seine Kräfte in der großen Welt zu entfalten beginnt.

Im Frühjahr 1666, noch vor seinem zurückgelegten zwanzigsten Lebensjahre *) nahm Leibniz, als eine vater- und mutterlose Waise, von seinen Geschwistern und Verwandten und einem großen Kreise von Freunden und Berechnern — wie ein, bald näher anzugebendes, handschriftliches

*) Leibniz schreibt 1699 an D. S. Bekker, daß er die *Nova methodus docendae discendaeque jurisprudentiae* — vor seinem 20. Jahre entworfen habe. Diese Schrift aber brachte er auf seiner Reise von Leipzig nach Altdorf in den Gasthäusern zu Papier. Vgl. *Feder specimina selecta etc.* 145. *Leibn. Opp. Omn.* VI. 4.

Bekentniß uns wissen läßt — Abschied, um nach der Universität Altdorf, unweit der alten Reichsstadt Nürnberg, abzugehen, wo er zum Doctor Juris promoviren wollte. Die juristische Fakultät der Universität in Leipzig, seiner Geburtsstadt, hatte ihn von dieser Ehre ausgeschlossen, und durch diese Handlung, welche bisher niemals recht aufgeklärt werden konnte, den Vorwurf des Neides und der Beschränktheit, von Leipzigs eigenen Gelehrten und Koryphäen, sich zugezogen. *) Man erzählte sich darüber verschiedene Anekdoten. Eckhart **) schreibt: „Er wollte hierauf in seinem Vaterlande in Doctorem Juris promoviren; es wurde ihm aber seiner Jugend halben von dem damaligen Decano Facultatis, aus Ansehen dessen ihm nicht eben wohlwollenden Frau, vor diesesmal versagt, wie er mir verschiedentlich selber erzählt.“ Fontenelle enthielt sich nicht, einen Scherz an dieses Geschichtchen zu knüpfen. Die Leipziger gelehrten Zeitungen geben an, daß er sich durch seine Opposition gegen den Aristoteles und die Scholastiker die Professoren zu Feinden gemacht habe. Ludovici, um die Ehre der Fakultät zu retten, will die ganze Schuld auf die böse Frau des Dekan's geschoben wissen. — „Die Würde der Geschichte, sagt endlich, mit einer rednerischen Wendung, Eberhard, verschmähet die Erforschung der geheimen Gründe einer so unbegreiflichen Zurückweisung; und sie würde sie selbst nicht einmal erwähnen, wenn diese Begebenheit nicht einen so

*) Vgl. Ernesti in dem Elogium G. Heinsii. p. VII. Habuit Lipsia — — — Leibnitium, ipsum Lipsiensem, sed ereptum Lipsiae patriaeque communi per incitiam invidiamque! — —

**) „Herrn von Leibniz Lebenslauf,“ in von Murr Journal zur Kunstgeschichte und Literatur VII Bd. 1779. Die Quelle der meisten (nicht aller) Lebensbeschreibungen von Leibniz. Eckhart war acht Jahre Sekretair von Leibniz und späterhin sein Gehülfe und Nachfolger in der Historiographie des Hanöverschen Hauses. Man hat früher diesen Aufsatz keiner Prüfung unterworfen, weil man an keine höhere Instanz, als Eckhart, dachte.

entscheidenden Einfluß auf die Schicksale des deutschen Philosophen gehabt hätte.“ Diese geheimen Gründe werden wir jetzt, und zwar mit Leibnizens eigenen Worten kund thun, wie wir sie in der zu Hannover handschriftlich aufbewahrten, leider nur Fragment gebliebenen Selbstbiographie des großen Mannes, überschrieben: „Vita Leibnitii a se ipso breviter delineata“ entdeckt haben. Die Stelle, treu aus dem Lateinischen übersetzt, lautet folgendermaßen:

„— Jetzt aber sollte wegen des künftigen Lebensberufes und meiner Promotion ein Entschluß gefaßt werden. Die juristische Fakultät zu Leipzig besteht aus zwölf Beisitzern (assessoribus), welche von den Professoren unterschieden sind. Diese wenden ihre Zeit und Mühe weit mehr auf Ertheilung von Responfen und auf Consultationen, als auf Vorlesungen und Disputationen. Unter dieselben werden, nach der Zeitfolge in der Erlangung des Doctorates, alle Leipziger Doctores Juris aufgenommen, so bald durch das Ausscheiden eines der Mitglieder ein Platz offen wird. Ich sah also ein, daß, wenn ich recht früh zum Doctor gemacht würde, ich einer von den Ersten werden, und meine Lage für die Zukunft sicher stellen würde; allein gerade zur nämlichen Zeit hatte sich ein großer Streit entsponnen, indem etliche Mitbewerber allein Doctoren werden und andere, jüngere Personen für diesmal ausgeschlossen wissen wollten, welche erst bei einer andern Promotion an die Reihe kommen sollten. Diese nun gewannen die meisten Stimmen in der Fakultät für sich. Doch ich hatte nicht sobald den Kunstgriff meiner Mitbewerber gemerkt, als ich meinen Entschluß änderte und mir vornahm, in die Welt zu gehen (ad peregrinationes animum applicans), weil ich es für unwürdig hielt, daß ein junger Mann an der Scholle, wo er geboren, kleben bleiben sollte (indignum ratus, sind die eigenen Worte, juvenem velut clavo affigi certo in loco). Denn schon lange Zeit brannte der Durst nach höherem Ruhme in den Wissenschaften und höherer Kenntniß in meiner Seele.

(*Nam diu ardebat animus ad majorem gloriam studiorum et cognitionem*)“

Welch ein Glück für die Wissenschaften, wie für die Menschheit, daß der, Leibniz angeborne, Trieb zum Höhern, ja zum Höchsten, durch diesen an sich freilich widerwärtigen Zufall nun vollkommen in Freiheit gesetzt war! Er wäre wahrscheinlich, wie sein Vater, ein tüchtiger Geschäftsmann, ein fleißiger Professor, und, gleich andern deutschen Gelehrten, der Verfasser zahlreicher, umfassender Werke in allen den Wissenschaften, wozu die deutschen Universitäten ihm den Grund gelegt, geworden; aber nicht er selbst, nicht Leibniz!

Wenn Eckhart auf seine Versicherung, die Anekdote in Betreff der Frau des Dekans, von Leibniz gehört zu haben, zu trauen ist; so hätte man schon einen Fall, um abzumessen, wie weit Leibniz mit seinem Vertrauen gegen Eckhart gegangen sei, ohne daß jenem aus seiner Zurückhaltung der geringste Vorwurf erwüchse. Wer Leibnizens überaus milde und schonende Gesinnung kennt, begreift leicht, warum er ein Ereigniß, das einen häßlichen Fleck auf die Gelehrten seiner Vaterstadt, mit denen er später im besten Vernehmen stand, werfen mußte, gern im Dunkeln ließ, und sogar jener durch die Tradition fortgepflanzten komischen Geschichte nicht widersprach, welche am Ende glauben konnte, wer wollte. Denn das von uns benutzte Fragment hat er offenbar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Wir bekennen indeß, daß Eckhart, auch wo er sich auf mündliche oder schriftliche Zeugnisse beruft, bei uns nicht immer beglaubigt ist; wir werden beweisen, daß er, bei offenbar irrigen Behauptungen, auf Zeugnisse sich beruft, die schwerlich vorhanden gewesen sein können.

In Altdorf fand Leibniz die glänzendste Anerkennung. Er wurde auf seine sehr gelehrte und scharfsinnige Inaugural-Dissertation *), wie auf seine mündlich überstandnen Prüfungen

*) *Disputatio inauguralis de casibus perplexis in jure*. Altorfii 1666. Opp. Omn. IV, 3.

und Disputationen, nicht nur zum Doctor gemacht, sondern man wollte ihn sogleich dort behalten, und es hing von ihm ab, auf der Stelle außerordentlicher Professor der Jurisprudenz noch vor seinem zwanzigsten Jahre zu werden. Dies erzählen die Europe Savante von 1717 und die Acta Eruditorum 1717. Eckhart schweigt davon. (von Murr a. a. D. 137.). Man sollte also, wenn diese Autorität bedeutet, wofür sie sich giebt, an dieser für Leibniz so ehrenvollen Thatsache, ganz zweifeln, zumal wenn man liest, was Eckhart selbst dem Seb. Kortholt *) darüber schreibt: —

„(Pag. 126. Europe Savante 1717): On lui offrit une chaire de Professeur” — „„der sel. Mann hat sehr vertraut öfters von seinen jungen Jahren mit mir geredet; allein hiervon weiß ich nichts““ d. h. daran wird wohl keine Wahrheit sein. Unser handschriftliches Fragment jedoch bestätigt vollkommen jene Aussage. Nachdem nämlich Leibniz mit der Wärme, welche Erinnerungen aus der Jugend in höhern Alter erregen, die Feierlichkeit bei seiner Promotion geschildert hat, die ein unerhörtes Aufsehen unter Einheimischen und Fremden gemacht hatte, fährt er fort: — „Dieses (seine Disputation) verschaffte mir großen Beifall bei den Nürnbergern, so daß bald darauf der erste geistliche Vorstand der Stadt (Nürnberg), Dillher, im Auftrage der Behörde für das Unterrichtswesen (scholarchorum jussu) mir ankündigte, daß ich, wenn ich Neigung hätte, eine Zeitlang die Stelle eines Professors an jener Akademie einzunehmen, er mir sogleich (mature) dafür haften wolle. Allein ich führte ganz Anderes im Sinne!“ (sed ego longe alia animo agitabam). —

Leibniz lehnte also diese Auszeichnung dankbar ab. Setzt

*) Leibnitii Epistolae ad Diversos ed. Kortholt, p. 126. Es stehen hier im Ganzen 12 deutsche Briefe von Eckhardt an Seb. Kortholt; der achte enthält Zusätze und Erläuterungen zu dem Nekrolog von Leibniz in der Europe Savante.

begab er sich von Altdorf hinüber nach Nürnberg, damals einem der berühmtesten Orte Deutschlands, gleich sehr in Ansehung auf Kunst und wissenschaftliche Bildung, als auf gewerbliches und bürgerlich-thätiges Leben. Der Prediger Dillher, dessen Leibniz Erwähnung thut, wohnte in Nürnberg, und wird, auch nach andern Nachrichten, als einer von Leibnizens Gönnern während seines Aufenthaltes in dieser Stadt (z. B. bei von Murr S. 140) angeführt; so daß vermuthlich Leibniz auf die Einladung dieses und anderer Nürnberger Gelehrten und angesehenen Personen nach seinem jetzigen Aufenthalte sich begeben hat, wo er seine Bildung zu fördern beflissen war, und für's erste unabhängig lebte. In der Geschichte eines deutschen Gelehrten, welcher nicht eben durch die Geburt mit besondern Glücksgütern begabt worden, soll man die Frage nicht abweisen: woher der Mann zu leben hatte? Der einzige Laucourt, hat, durch glücklichen Takt (indem die bekannten Quellen schweigen), diese Lücke ergänzen wollen, und bemerkt, Leibniz habe ein kleines Vermögen von seinen Eltern ererbt. Die handschriftlichen Zeugnisse thun nun wirklich dar, daß Gottfried Wilhelm mit seiner leiblichen Schwester, Anna Katharina, ein mütterliches Erbtheil zu theilen hatte, dessen Zinsen er auch in der Fremde zog, welche indes eben so unregelmäßig, als sparsam eingingen. Vielleicht war dieser Umstand eines der begleitenden Motive, welche ihn bestimmten, eine Zeit lang der Sekretair einer geheimen Gesellschaft von Alchymisten und Rosenkreuzern in Nürnberg zu sein. Die Mitglieder dieses Bundes waren ihrem Stande nach ehrbare, angesehene Männer, darunter sogar Geistliche, wie der schon genannte Dillher und, durch ein seltsames Zusammentreffen, ein Verwandter unsers Leibniz, gleiches Namens, Justus Jakob Leibniz, Senior des geistlichen Ministeriums in Nürnberg. Daß dieser, seinem Wesen nach, sonst als beschränkt und wunderlich geschilderte Mann wirklich mit Leibniz aus einer Familie stammte, wenigstens

es selbst glaubte, lehrt uns der handschriftliche Briefwechsel desselben mit Leibniz aus einer späteren Zeit. In einem Briefe von 1703 aus Stockholm (wohin er nemlich später verschlagen worden ist), den wir in Abschrift vor uns haben, nennt er den Geheimenrath Leibniz seinen Vetter, handelt von dem Stammbaum der Familie Leibniz, und erinnert sich endlich daran, wie er seinem berühmten Verwandten „bei den Nürnbergern Münzmeistern“ aufgewartet habe. Dadurch werden diejenigen widerlegt, welche wollen, daß der Prediger Leibniz bloß ein Namensverwandter des großen Leibniz gewesen sei. Andererseits wird die Thatsache, daß Leibniz mit den Alchymisten in Nürnberg Gemeinschaft machte, eine Thatsache, welche schon durch den Auszug eines Briefes Leibnizens an den Nürnberger Arzt Gottfried Thomasius (einen Bruder Christians) von 1691 *) eine Bestätigung erhält, durch diese Aussage eines Augenzeugen über allen Zweifel erhoben. Ich führe es an, weil der sonst sehr unterrichtete Gruber die ganze Erzählung in die Reihe der Fabeln stellt und meint, Leibniz habe seinen Amanuensen dieses Geschichtchen aus Scherz weisgemacht, weil er sich seiner, in Gemeinschaft mit Boineburg, im Ernst getriebenen alchymistischen Versuche geschämt habe. **) Man sieht, daß schon Gruber den Nachrichten dieser Amanuensen (Feller und Eckhart) nicht sehr zu trauen geneigt war; überhaupt hat Gruber in seinen Anmerkungen zu dem Boineburg-Conringschen Briefwechsel, der Hauptquelle für diese Periode, mehrere sehr bedeutende Berichtigungen der Eckhart-

*) Im Vaterl. Museum V Heft. Hamburg 1810. S. 626. Me Norimberga primum chemicis studiis imbuit, nec poenitet adolescentem didicisse, quod viro cautioni esset. etc.

**) *Commercium Epistolicum Leibnitianum* (Anecdota Boineburgica), ed. Gruber 1745. 2 Bde. 8. p. 1172. — „ut cum rem negare non posset, illudendi animo inter flatores se Norimbergae versatum Amanuensibus suis narraret, qui tam jucunda auditu vitae ejus postmodum inseruerunt.“

schen Darstellung gegeben, ohne daß bis auf diesen Tag kaum ein Schriftsteller darauf geachtet hat.

Leibniz sollte nicht zu lange in dieser unfruchtbaren und unsichern Lage bleiben. Eine höhere Hand führte ihn, nach Verlauf von etwa dreiviertel Jahren, mit dem großen Manne zusammen, den wir nur zu nennen brauchen, um sagen zu dürfen, daß erst hier die eigentliche Einleitung in die zu betrachtenden Schriften Leibnizens beginnt, während das Vorhergehende bloß dazu diente, dem Leser die Persönlichkeit Leibnizens näher zu bringen. Der Baron von Boineburg, einer der größten Männer dieses Zeitalters und eine Zierde der Nation, kehrte in der ersten Hälfte des Monat März 1667 von einer Reise nach seinem Wohnorte Frankfurth am Main zurück; *) sein Weg führte ihn über Nürnberg, wo er Leibniz kennen lernte und ihn bewog, Nürnberg mit Frankfurth zu vertauschen, welches sofort geschah. Von nun ab ist es das Verhältniß Leibnizens und Boineburgs zu einander, welches uns vorzugsweise beschäftigen wird.

Schon die bloße Erwähnung Boineburgs bei den geltenden Autoritäten für Leibniz's Geschichte enthält eine Unrichtigkeit, welche den wahren Gesichtspunkt verrückt. Ueberall liest man, der berühmte Chur-Mainzische erste Minister Boineburg habe Leibniz getroffen, er habe ihm versprochen, sich bei seinem Herrn, dem Churfürsten, für ihn zu verwenden u. s. w.; so namentlich Eckhardt **) (S. 140). Dies ist falsch; Boineburg war Chur-Mainzischer Minister gewesen, war es aber seit einigen Jahren nicht mehr, sondern lebte jetzt als Privatmann; und er konnte Leibniz so wenig, als einen Andern bei dem Churfürsten empfehlen, da er bei demselben in die höchste

*) Gruber II, 1197.

**) „In diesem Stande war er, als der berühmte Chur-Mainzische Minister Herr von Boineburg durch Nürnberg reiste“ — — „Er versprach ihm auch, bei seinem Herrn, dem Churfürsten, Johann Philipp von Schönborn, eingedenk zu sein, und sein Glück zu machen.“

Ungnade gefallen, sogar in das Gefängniß geworfen worden, und, nach seiner Freilassung, einer Verßöhnung mit seinem ehemaligen Herrn standhaft aus dem Wege gegangen war. Man begreift, welch einen Unterschied dieser Umstand in Bezug auf sein Verhältniß mit Leibniz, im Vergleiche mit der hergebrachten Erzählung, bewirken wird.

Unumgänglich wird es hier, für ein gründlicheres Verständniß der weitem Schicksale, Bildung und Schriften Leibnizens, ein Bild von dem Leben und Charakter Boineburgs in einigen Zügen zu umreißen. Wir werden den Vortheil haben, daß wir, bei dem Zeitpunkte anlangend, wo das persönliche Verhältniß zwischen beiden Männern beginnt, mit der Geschichte der Regierung, wie mit der Persönlichkeit des so ausgezeichneten Churfürsten von Mainz vertraut genug sein werden, um alle an diese Sphäre sich knüpfenden Beziehungen der zu betrachtenden Schriften Leibnizens zu verstehen. *)

Johann Christian Freiherr von Boineburg, geboren zu Eisenach den 12. April 1622, war der einzige Sohn des Sachsen-Eisenachschen Geheimen-Raths-Präsidenten und Ober-Marschalls Johann Berthold von Boineburg, und stammte aus einem der ältesten Häuser des deutschen Reichsadels, welches seinen Namen von dem hessischen Stammschlosse Boineburg ableitete. Seine Eltern waren Protestanten. Unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges aufgewachsen, fand er sehr früh eine Heimath in den Wissenschaften, und suchte sie da auf, wo sie, in jener Schreckenszeit für Deutschland, eine Freistätte gewonnen hatten, auf den Universitäten Jena, Mar-

*) Die besten Quellen zur Geschichte Boineburgs, darunter eine Biographie von ihm selbst, sind noch ungedruckt. Die durch den Druck bekannt gewordenen, sind: Boineburgii epistolae ad Dietericum 1703. in 12. Excerpta epistolarum Boineburgii et Pruschenkii in Struvii Acta Litteraria Fasc. III. 1706. und vor allen das von Gruber 1745 editte *Commercium epistol.* Leibnit. Vgl. auch „die Boyneburge“ in Formayr's Archiv für Geschichte etc. Wien. 1826. *Nr.* 109. 140 — 141. wegen der Familiennachrichten.

burg und Helmstädt. Auf letzterer Universität war Herrmann Conring, der berühmte Polyhistor, in den diplomatischen Wissenschaften sein Lehrer und Anführer; es knüpfte sich zwischen ihnen ein freundschaftliches Verhältniß, welches sich immer inniger befestigte, da es auf beiden Seiten auf aufrichtige Hochachtung gegründet war. Vor seinem Abgange von Helmstädt disputirte Boineburg unter Conring sehr gelehrt: *de Germanorum Romano Imperio*. Damals hielt man univ-
 verfelles und tief gegründetes Wissen, vor allem die innigste Vertrautheit mit dem klassischen Alterthum für ein unbedingtes Erforderniß, auf der diplomatischen Laufbahn an das höchste Ziel getragen zu werden. Schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre wurde Boineburg Hofrath bei dem Landgrafen Johann von Hessen = Braubach, und ging darauf als Gesandter an den Hof der Königin Christine von Schweden, um Forderungen seines Herrn, welche aus dem Kriege herrührten, ins Reine zu bringen. Er brachte über ein Jahr in Stockholm zu, und hatte das Glück, den Umgang des großen Kanzlers Axel Oxenstierna zu genießen, welcher unausslöschliche Eindrücke für sein ganzes Leben hinterließ.^{*)} Von dort zurückgekehrt brachte er einige Zeit an den verschiedenen sächsischen Höfen zu, und erwarb sich allgemeinen Ruf als Diplomat ersten Ranges durch die glückliche Vermittelung gewisser Streitigkeiten unter mehreren deutschen Fürsten zu Frankfurt (1650), welche durch Jahrhunderte gedauert hatten. Als sein Herr starb, bewarben sich mehrere Höfe um seine Person; er aber, von dem höchsten Ziele und dem weitesten und bedeutendsten Wirkungskreise angezogen, nahm das Anerbieten des Churfürsten von Mainz, Johann Philipp von

^{*)} Gruber I, 399. *Mihi nihilominus gratulor in omni vita mea, quod antehac et Axelium Oxenstiernam, Seniore, Saediae Cancellarium, magnum utique in re civili heroa, non modo viderim, sed in Suedia cum illo ultra ipsum annum egerim, dignissimo certe, qui juxta cum Purpurato illo (Mazarino) memoretur.*

Schönborn an, dessen Geheime-Raths-Präsident und Ober-Marschall er, in seinem dreißigsten Jahre (1652), wurde; er stieg zuletzt zu der Würde eines churfürstlichen Statthalters von Höchst und Hochheim. *) Um diese Zeit (1653) ging Johann Christian zur römisch-katholischen Kirche über. **)

Wenn Boineburg bis dahin seinen Scharfsinn und seine diplomatische Kunst meist Privatinteressen kleiner deutscher Fürsten gewidmet hatte, so war er nun an einen Hof gekommen, dessen politische Aufgabe sich zur höchsten Allgemeinheit erhob, und wo der Regent Principien bekannte, denen auch die hervorragendste Persönlichkeit nur sich unterzuordnen brauchte. Dies that Boineburg und gründete sich dadurch bleibenden Ruhm. Der Churfürst von Mainz, Johann Philipp, bewies seinerseits seine Größe, als Regent, schon dadurch, daß er den besten Mann zu seinem Gehülfen und Rathgeber machte. Ein Churfürst und Erzbischof von Mainz war schon durch seinen Platz der bedeutendste Fürst im Reiche ***); vereinigte sich erst eine große Persönlichkeit mit dieser Stellung, so wiederholte sich hier im Kleinen, was die christliche Welt an dem römischen Oberhaupte im Mittelalter zu sehen gewohnt war, das Wunderbare nämlich, daß ein Mann von

*) Gruber II. 1097.

**) Gruber I, 70. Durch dieses Zeugniß hat schon Lessing die irrigen Angaben der Biographen berichtiget, welche diesen Uebertritt ins Jahr 1669 setzten. Lessings Beiträge I, 376. auf welche wir verweisen.

***) Boineburg schreibt vom 12. Juni 1663 (Gruber II, 1091) an Conring: Quod de Moguntinae Sedis juribus ac praerogativis elaboraveris, non erit tibi inutile. Argumentum hoc ego contrahere soleo in tres classes: Primatus, seu primi Archiepiscopatus aut Metropolitanatus primi, et re unici per Imperium universum; Archicancellariatus et primi Electoratus. Neque peccaverit qui addat quartam, nempe primum in Germania principatum. Früher, vom 5. Mai, schrieb Conring: Quae ad illustrandam dignitatem Moguntinae sedis possunt facere, curabo: idque quoniam illa mihi cordi est, cum primis propter Principem, quo non temere alius Germaniae rebus est aut esse potest hodie utilior.

niederer, oder verhältnißmäßig geringer Herkunft durch seine Stellung und den geschickten Gebrauch der Mittel, ohne die Macht eines Königs, Königen imponirte, und, im Reiche, selbst dem Kaiser die Waage hielt. Wir finden wirklich, daß Leibniz in einer spätern, berühmten Staatschrift, (*De Jure Suprematus. cap. XXXII*) die Stellung des Papstes zum christlichen Europa unter andern nicht besser, als durch die Analogie derjenigen des Erzbischofs von Mainz, als Reichserzkanzlers und Reichs-Direktors, erläutern zu können glaubte. *) Mik. Vogt sagt: **) „Hatto und Willigis regierten das Reich. Gerhard rühmte sich, die Kaiser in seiner Tasche stecken zu haben. Diether beschränkte lange vor den Reformatoren die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls, Berthold war der erste Beförderer des Landfriedens und der hohen Reichsgerichte: Johann Philipp der Gleichgewichtshalter im Reiche und folglich in Europa.“ Mit diesem Worte ist das Princip der Regierungsgeschichte Johann Philipp's treffend bezeichnet.

Johann Philipp von Schönborn wurde geboren zu Eschbach im Westerwalde, als der Sohn Georgs von Schönborn, den sechsten August 1605. „Der Westerwälder Bauer (so nannte sich oft der bescheidene Fürst) wußte seinen Geist frühe zu den hohen Stellen zu bilden, welche ihn erwarteten. Er

*) Itaque Ecclesia universalis pro una Republica habenda est, in qua omnia ad salutem animorum et generale bonum dirigi debent, ejus velut Primus est Romanus Episcopus, Archi-Marechallus vero, sive Ensifer Imperator; quemadmodum — — apud nos in Comitibus Electoralibus, cum de Imperatore novo tractatur, interea Moguntinus et Saxo cuncta moderantur, ille togatus, hic armatus.

**) In seiner Abhandlung: Was war und ist der Kurfürst Erzkanzler im deutschen Reiche? in dessen: Europäische Staatsrelationen Bd. I. (N^o XI. 299 — 345); das einzige, uns bekannte, biographische Bild des Churfürsten Johann Philipp, welches nur, was Leibniz, als Staatsdiener in Mainz, betrifft, (bei dem Uebrigen maßen wir uns kein Urtheil an) durchaus unkritisch gearbeitet ist. Vogt giebt diese Skizze als einen gedrängten Auszug aus dem II. Theil seiner „Geschichte von Mainz.“

schmückte seinen Verstand mit gründlichen Wissenschaften und Gelehrsamkeit; er stählte seinen Muth unter den Truppen des Generals von Hazfeld; er übte sich in Staatsgeschäften auf den Stellen, welche er (in verschiedenen Dikasterien) als junger Domherr bekleidete.“ (Bogt. a. a. D. 304). Wir gedenken hier eines schönen Zuges aus seiner frühern Geschichte, (als Schönborn noch Kanonikus war), den Leibniz in der *Theodicee* (No. 97) bei passender Gelegenheit erwähnt. Veranlassung dazu giebt ihm ein Hinblick auf die milden Religionsgrundsätze des, auch als lyrischen Dichters wohl bekannten, Pater *Spee*, Verfasser des Buches gegen die Hexenverbrennungen: *Cautio criminalis circa processus contra Sagas*. Dies Buch, sagt Leibniz, welches berechnet war, eine Menge Unschuldiger von dem schrecklichsten Tode zu retten, und wegen der Kühnheit neuer Ansichten großes Aufsehen machte, bekehrte in diesem Punkte den Churfürsten Johann Philipp, damals noch ein einfacher Canonikus, dann Bischof von Würzburg und endlich auch Erzbischof von Mainz; denn sogleich, als er zur Regierung kam, hieß er die Verbrennungen der Hexen einstellen; eine Maßregel, worin ihm die Herzöge von Braunschweig, und endlich die meisten andern Fürsten und Staaten von Deutschland nachfolgten!

Es war im Jahre 1642, daß Johann Philipp zum Fürstbischof von Würzburg gewählt wurde; zu einer Zeit, wo die Ausichten zum Frieden und gänzlicher Beendigung des (dreißigjährigen) Krieges noch trübe waren. Die französisch-protestantische und die kaiserlich-katholische Parthei standen schroff einander gegenüber. Die Franzosen waren mächtig und einflußreich am Rheine, und die geistlichen Fürsten hatten, wollten sie die Sache des Vaterlandes nicht fallen lassen, einen schweren Stand gegen jene Nachbarn. Der bisherige Churfürst von Mainz, Anselm Casimir von Linsedt, zeigte sich als offenen Gegner Mazarin's und der Franzosen. In diesem Konflikte der Interessen und Partheien bedurfte es aber eines wei-

fen, milden und mäßigen Reichs-Direktors, und so vereinigte sich das gemeinſame Bedürfniß in der Erhebung Johann Philipp's zum Churfürſten von Mainz (im Jahre 1647), als die Friedensunterhandlungen zu Münſter im vollen Gange, aber noch viele Schwierigkeiten zur Schlichtung des Partheienkampfes zu befeitigen waren. *) Seine bisherigen Würden behielt Johann Philipp bei, und zu der neu errungenen wurde ſpäter noch die Würde eines Fürſtbischof's von Worms hinzugefügt, ſo daß er als der mächtigſte geiſtliche Fürſt in Deutſchland da ſtand. Von ihm erwartete man nicht vergebens Beſchleunigung und endliche Bewerfſtellung des Friedens, und dies Verdienſt erwarb er ſich beſonders dadurch, daß er die katholiſche Parthei dahin brachte, von ihren hartnäckigen Forderungen nachzulassen und ſich mit den Proteſtanten zu verſtehen. **) Allge- mein galt er ſeitdem als ein Freund und Vater des Vaterlandes; wie aber den Eigenſchaften eines Regenten, welcher durch den Frieden und im Frieden für das Glück ſeiner Unterthanen und der Menſchheit zu wirken bedacht iſt, ſelten eine glänzende oder nur entſprechende Anerkennung zu Theil wird, ſo hat auch Johann Philipp das Loos erfahren, daß einige Geſchichtſchreiber ſeinen nachhaltigen Eifer für den Frieden und die Ruhe des deutſchen Reich's ins Unbedeutende, faſt in's Lächerliche herabzuziehen ſuchten, wie dies namentlich bei Schmid ***) recht auffallend iſt. Leugnen läßt ſich indeſſen nicht, daß unter den, auf den Weſtpfälſchen Frieden folgenden, gar zu miß-

*) In ejus (Anselmi Casimiri) locum ſuſſectus eſt Ioannes Philippus, evangelicis aequè ac catholicis dilectus ac aestimatus, qui neque Caesari neque Bavaro obnoxius, ſed patriae amantiſſimus habebatur. Puffendorf. de rebus Suedicis XIX. 73.

**) Moguntinus Elector, hactenus egregiis conſiliis uſus, ad con- cluſionem pacis ejusque executionem haud ſpernendam operam contulerat, velut qui prae omnibus catholicis moderata conſilia ſecutus fuerat. Ib. XXI. 28—53.

***) Geſchichte der Deutſchen, XII Theil.

lichen und beengenden Zeitverhältnissen, die sonst so ehrwürdige und wohlthuende Gestalt dieses ausgezeichneten Fürsten etwas Gedrücktes erhält *).

Wie vor, so auch nach dem westphälischen Frieden suchte nemlich Frankreich seine gegnerische Stellung gegen das Haus Habsburg nach zwei Seiten, in Spanien und in Deutschland, festzuhalten; dort durch Fortsetzung des Krieges, hier durch die Mittel einer verderbten Staatsklugheit, welche ganz auf die Lage und Verhältnisse des Reichs berechnet waren. Damals freilich sahen selbst die Besten nicht voraus, welche übergreifende, gefährliche Macht Frankreich endlich erringen würde; noch wurden solche Entwürfe im Stillen gehegt, und verheimlicht **). Bei dem einseitigen Streben nach Unabhängigkeit und Souveränität fanden viele deutsche Fürsten Anhalt und Unterstützung in Frankreich. Mazarin konnte daher immer auf

*) In dieser Abhandlung haben wir uns auf die Politik Johann Philipp's zu beschränken, weshalb das Bild dieses Fürsten hier nur unvollständig wird. Da indeß in Bezug auf die Stellung des Churfürsten zur Kirche eine sonderbare Fabel in die Kirchen- und Profangeschichte sich eingeschlichen hat, die noch Pfister (a. a. D. 200) als ganz authentisch und schon nicht einmal mit einer Rückweisung auf seine Quelle (Schröckh — nach Moser) erzählt, überdies ein unter Leibnizens Papieren gefundener deutscher Aufsatz ihr zu Grunde liegt, so haben wir es der Mühe werth gehalten, dieser Frage einen Excurs zu widmen.

***) *Mon Cousin*, (schrieb noch 1662 Ludwig XIV. eigenhändig an Johann Philipp) *je suis avertis, qu'il y a des certains esprits artificieux et brouillants, qui travaillent depuis quelque tems, à rendre mes bonnes intentions suspectes à mes alliés et aux autres princes de l'empire, supposant des desseins chimériques et se mêlant d'expliquer mes pensées à contre-sens. Et quoique ma sincérité vous soit connue néanmoins, pour desabuser ceux, qui n'en estant pas si bien informés, pourroient s'arrêter à ces faux bruits, il m'a semblé à propos de vous assurer encore par ces lignes escrits de ma propre main, qu'il n'y a personne sans exception, qui soit plus zélé que moy pour la manutention de la paix de Westphalie, laquelle sera toujours le but de mes vœux et de mes soins (!)*. Rogt, a. a. D. S. 326.

eine starke Parthei im Reiche gegen das Reich und den Kaiser zählen. Eine direkte Opposition gegen Frankreich war nun unter den damaligen Verhältnissen für die Fürsten am Rhein gewiß eine Unmöglichkeit; auch der Churfürst von Mainz mußte also den Schein annehmen, als begünstige er französische Absichten, wie sehr er auch im Herzen deutsch gesinnt war. Für die innern Verhältnisse im Reiche machte er aber, so lange er regierte, den Vermittler zwischen dem Kaiser und den Ständen. Die öffentliche Meinung erkannte dieses Streben dankbar an. Eine vollgültige Stimme haben wir in diesem Bezuge an einem Bekenntnisse des Mompelgardischen Geheimen-Raths Christoph Forstner, eines sehr gelehrten, an Charakter durchaus biedern Geschäftsmanns, dessen Andenken Herder so schön wieder erneuert hat *). Er schreibt (vom 15. October 1662) an Boineburg **): Diesen Fürsten (den Churfürsten nemlich) kenne ich unter Wenigen fast allein als die Stütze (Atlantem) unsers Deutschlands, und als den wachsamsten Hüter der Freiheit und des Friedens, welchem nicht nur das gemeine Wesen, sondern auch der Einzelne Wohlfarth und Sicherheit, und deshalb auch Gelübde und Gebete für sein Leben, sein Heil und seine Erhaltung schuldig ist.“

Boineburgs politische Stellung richtet sich nun im Ganzen nach der seines Herrn. Auch er ist im Grunde seines Herzens deutsch gesinnt, obwohl er mit den Franzosen im besten Vernehmen bleibt. Die Franzosen durchschauten auch mit der Zeit die innern Gesinnungen des Churfürsten und seines Ministers, und ließen ihr Mißtrauen gegen letztern bei mehreren Veranlassungen blicken. Es wird z. B. berichtet ***) daß auf dem Reichstage zu Regensburg (1663) dem französischen Bevollmächtigten, Robert de Gravel

*) Briefe zur Beförderung der Humanität, N^o 36.

**) Gruber II, 1006.

***) Struvii Acta Litteraria fasc. III. Praef.

die Instruktion zutram, „den Umgang mit Boineburg zu vermeiden“ weil er sich über Frankreichs Entwürfe zum Berderben Deutschlands und des Hauses Oesterreich freimüthig geäußert hatte. —

So lange der Kaiser Ferdinand III. regierte, bestand zwischen dem Wiener Hofe und dem Reichsdirektorium das beste Einverständniß, welches sich denn auch auf das Verhältniß zu Boineburg, als dem ersten Minister und Gesandten Johann Philipps, erstreckte. So, als er im Jahre 1653 seinen Herrn auf den Reichstag zu Regensburg begleitete, wo (am 28. Juni) der hoffnungsvolle, kaiserliche Prinz Ferdinand zum römischen König (Ferdinand IV.) gekrönt wurde, war Boineburg der erste unter den vierzehn Baronen aus verschiedenen Nationen, welche bei dieser Ceremonie, unter Anstimmung des Ambrosianischen Gefanges und dem Schalle der Trompeten, von dem jungen Könige zu römischen Rittern geschlagen wurden^{*)}. Auch versprach der Kaiser dem Churfürsten von Mainz, daß, sobald der jetzige Reichs-Vizekanzler (Graf Ruzg) abgehen würde, sein Geheime-Raths-Präsident Boineburg mit dieser wichtigen Funktion bekleidet werden sollte^{**}). Indeß ist dies Versprechen von seinem Nachfolger Leopold nicht erfüllt worden, weil unter diesem, vom ersten Augenblicke an, die Verhältnisse ganz zu Ungunsten Boineburgs sich umgestalteten. Hier sind wir nun bei der wichtigsten Epoche in der Geschichte Johann Philipps, wie Boineburgs, angelangt.

Am 2. April 1657 starb der Kaiser Ferdinand III. Das hierauf eintretende Interregnum brachte das Reich und die bei dem westphälischen Frieden beteiligten Kronen, Frankreich und Schweden, in große Bewegung. Seit jenem Frieden geriethen die streitenden Interessen jetzt zum erstenmale wieder in lebendigen Konflikt, denn diese Wendung konnte von jeder

^{*)} Umständlich beschrieben bei Gruber II, 1097. Vergl. Hormayrs Archiv a. a. D.

^{**}) Gruber I. zu Anfang.

Partei vortheilhaft, zum Nachtheil ihrer Gegenpartei benutzt werden. Große Schwierigkeiten häuften sich ohnedies bei dieser Kaiserwahl. Ferdinand IV. war schon ein Jahr nach seiner Krönung an den Blattern verstorben; und sein jüngerer Bruder Leopold, König von Ungarn und Böhmen, welcher mit den nächsten Ansprüchen auf die kaiserliche Krone auftrat, war bei dem Tode seines Vaters noch minderjährig. Eine große Verlegenheit entstand zweitens dadurch, daß König Philipp IV. von Spanien seine damals einzige Erbin und Tochter Leopolden zu geben beschloffen hatte; indem vermöge eines alten Gesetzes Spanien und Oesterreich nie von Einem Oberhaupte beherrscht sein sollten. Einige, an deren Spitze Johann Philipp sich befand *), wollten daher Leopold's Oheim, den Deutschmeister Leopold Wilhelm, der keine Hausmacht hatte, zum Kaiser wählen; doch er lehnte die Ehre ab und war edel genug, für seinen Neffen zu wirken. Darauf entschied sich der Churfürst selbst für Leopold und lud denselben nach Frankfurth ein. Mittlerweile wurde nemlich dem Könige von Spanien ein Prinz geboren, womit die Hauptschwierigkeit wegfiel; Leopold's Minderjährigkeit aber erreichte nach Ablauf desselben Jahres ihr Ende. Nur der französische und schwedische Hof bot alles auf, das österreichische Haus von der Kaiserwürde auszuschließen; denn Ferdinand III. hatte kurz vor seinem Tode den Spaniern 12,000 Mann nach Italien zu Hülfe geschickt, und mit König Johann Casimir von Polen ein Bündniß gegen Schweden geschlossen. Die französischen Abgesandten zu Frankfurth, Grammont und Lionne, bearbeiteten in diesem Sinne die Churfürsten. Sie wagten sich zuerst mit dem Ansinnen hervor, die Krone auf ihren König Ludwig XIV. zu übertragen! — Darauf aber schlugen sie den jungen Churfürsten Ferdinand Maria von Bayern zum Kaiser vor, und die Blicke richteten sich wirklich einen Augenblick nach München.

*) Pfister, Geschichte der Deutschen V, 11.

Bei dem ganzen Wahlgeschäfte nun stellte Johann Philipp, als Reichsdirektor und Erzkanzler, die Hauptperson vor und bewährte sich in dem vollen Glanze und Einflusse seiner Prärogativen. Die goldene Bulle bestimmt sehr umständlich die Vorrechte des Erzkanzlers bei der Wahl und Krönung des neuen Kaisers; — uns indeß beschäftigen vorwiegend die schwierigen Zeitverhältnisse, unter denen der Churfürst jetzt handelt. Er steht gedrängt zwischen der französischen und kaiserlichen Parthei; und wenn er jener innerlich abgeneigt ist, so sieht er doch auch in dieser das deutsche Interesse nicht rein vortreten, da die Spanier, welche, noch mit Frankreich im Kriege begriffen, Oesterreich zur Seite stehen, ein der deutschen Sache ganz fern liegendes Interesse verfolgen. Bei diesen Mißlichkeiten, erzählt der Geschichtschreiber Leopolds I. *), zog sich Johann Philipp für seine Person in den Hintergrund zurück, und spielte seine Rolle so, daß jede Parthei von ihm sich bald begünstiget, bald hintergangen zu sein glaubte. Während Boineburg zu Frankfurth das französische Interesse begünstigte, durfte sein kaiserlich gesinnter Kanzler Mehl die österreichische Parthei fördern; so daß jeder von beiden den Haß seiner Gegenparthei dem gemeinschaftlichen Herrn gleichsam abnahm **). Es war schon eine Connivenz gegen die Franzosen, daß ihre Gesandten zu Frankfurth zugelassen wurden. Boineburg begab sich in Person nach München, um den Churfürsten von Bayern wegen seiner Gesinnungen zu erforschen ***); dieser, von seiner Mutter und dem Grafen Kurg zurück gehalten, lehnte den Antrag ab †). Um Boineburg bewarben sich diesmal beide Partheien, und er war einen Augenblick geneigt gewesen, sich den Spaniern hinzugeben, als

*) Wagner, Historia Leopoldi I. Lib. 1.

***) In his vero comitiis adeo rarum se et suas inter latebras reductum praebuit, ut suum pars utraque crederet et optaret, ab eodem foveri se utrinque et ludi existimaret. Bei Vogt a. a. D. 326.

***) Struve a. a. D.

†) Allgem. Weltbist. 39,530.

die französische Parthei ihn auf ihre Seite zog. Dies alles trug dazu bei, Boineburg die Ungnade und den Haß Leopolds zuzuziehen, welches denn später die Folge hatte, daß das Gesuch Johann Philipps bei dem jungen Kaiser, vom 28. April 1659, die Verleihung der erledigten Reichs vicekanzlerstelle betreffend, unberücksichtigt blieb. *) Als Leopold endlich (den 18. Juli 1658) zum Kaiser gewählt worden war, mußte der Churfürst von Mainz den Franzosen so viel nachgeben, daß diese Wahl ihnen wenigstens nicht nachtheilig oder gefährlich werden konnte.

In der That wurde der Kaiser durch die Wahlkapitulation, zum Vortheil der Franzosen, sehr beschränkt **). Um diese Zeit, als zu Frankfurth die Wahl Leopold's zu Stande kam, wo, der goldnen Bulle zufolge, alle nicht zur Wahl gehörigen Gesandten die Stadt verlassen mußten, geschah zu Mainz, wohin jene sich zurückzogen, die Einleitung und, nach der Kaiserkrönung, daselbst am 15. August 1658 ***) , die Vollziehung der in mehrerer Hinsicht merkwürdigen Stiftung des Rheinischen Bundes, woran, ohne Rücksicht auf die Religion der Bundesgenossen, doch auch ohne ein Interesse der Religion, außer Frankreich, das Lüneburgische Gesammthaus, Schweden, Hessenkassel, Münster, Pfalzneuburg und mehrere Fürsten des südlichen Deutschlands Theil nahmen. (Den Inhalt des Traktat's giebt Pfister V, 27—28). Der Stifter und das Haupt dieser Allianz war der Churfürst von Mainz. Bei der Verlängerung des Bundes (1659) traten

*) Dies Schreiben (in deutscher Sprache) eröffnet den Gruberschen Briefwechsel. Es heißt darin gegen das Ende: — „Wie ich denn Ew. Kayf. Majestät allerunterthänigst voll versichern kann, daß gegen Dieselbe und das heil. Reich er (Boineburg) sich dergestalt, ohne einzig andet Absehen, treu, eiferich, sorgfältig, emsig und fleißig erweisen wird, wie es seine treue Pflichten erfordern, und daß verhoffentlich Ew. Kayf. Majestät darob ein sonderbares Vergnügen, auch auf Ihn dero Kayserl. Vertrauen zu setzen, Ursach haben und solches nicht bereuen werden.“

**) Vgl. Pfister V. 12 ff.

***) Flassan, *Histoire de la Diplomatie française* III. 220.

auch Württemberg, Darmstadt und der Bischof von Basel, Zweibrücken, und, bei der zweiten Verlängerung (1661), auch Brandenburg bei. Der für die Franzosen so günstige Artikel dieses Bündnisses lautete, daß dem Kaiser nicht gestattet werden sollte, den Spaniern durch deutsche Länder Hülfe zu senden. Dadurch sollten diese desto leichter zum Frieden gezwungen werden. Mit Recht wird daher der das Jahr darauf, den 7. November 1659, auf der Hasaneninsel in den Pyrenäen abgeschlossene Friede mit dem Rheinischen Bündnisse in Zusammenhang gebracht. Der Churfürst von Mainz, den hier, wie überall, ein unbedingter Eifer zur Herstellung der Ruhe und des Friedens leitete, hatte unmittelbaren Antheil daran. Der schmeichelhaften Aufforderung Mazarin's nachgebend, übernahm er die Herbeischaffung der Vollmachten und die Beseitigung verschiedener Irrungen und Schwierigkeiten *). Boineburg ging als Abgesandter nach den Pyrenäen, und wirkte dort im Bunde mit Mazarin, seinem Freunde, welchen er hoch genug schätzte, um ihn mit seinem Herrn, Johann Philipp, auf eine Stufe zu stellen **). Die Idee, welche diesem Regenten damals vorschwebte, war eine Art heiligen Bündnisses zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg, als den beiden größten Mächten der Christenheit, zum Heil derselben ***).

Das folgende Jahr, 1660, bezeichnet den Anfang einer zwar kurzen, doch allgemeinen Ruhe für Europa; die Restauration Carls II. beendet die innern Kämpfe Englands auf längere Zeit; die Kriege aber, welche der Kaiser in Ungarn;

*) Schmid a. a. D. 13.

**) Bei Gelegenheit zweier Schriften Conrings, verwandten Inhalts, davon ihm die eine dem Churfürsten, die andere Mazarin zu widmen, Boineburg rieth, schrieb dieser d. 1. Dez. 1660: *Neque materiei consanguinitas incongrue pari mactat honestamento, quos haut dispari studio consiliorum eorumdem jungit consensio, solitoque solidior publicae tranquillitatis communio*. I, 424.

***) Das Weitere davon nach den Quellen auszuführen, behalten wir uns für eine andere Gelegenheit vor.

die Portugiesen, unter Leitung des großen Schomberg, zur Vertheidigung ihrer politischen Unabhängigkeit führen, und selbst der dreijährige Handelskrieg zwischen den Engländern und Holländern (1665—67) greifen in die allgemeinen Angelegenheiten Europa's nicht ein. Dagegen ließ die mit Mazarin's Ableben (1661) beginnende Selbstständigkeit Ludwig's XIV. ganz neue, das Gleichgewicht der Staaten erschütternde Begebenheiten befürchten.

Das Rheinische Bündniß wurde von Ludwig XIV. mehrmals erneuert, und es dauerte fort bis zu dem Zeitpunkte, den Ludwig, Sprache und Handlungsweise zu ändern, reif genug hielt, nemlich bis 1667. — Weil Leibniz in seinem „Bedenken“, im Jahr 1670 am Hofe zu Mainz einen deutschen Fürstebund, unabhängig von Frankreich und andern auswärtigen Mächten, entwirft, so kann nichts unterrichtender sein, als sich schon hier über den wahren Charakter und das Verdienst des Rheinischen Bundes zu verständigen, damit man zu der Beurtheilung der Leibniz'schen (oder Boineburg'schen) Ideen einen richtigen Maasstab mitbringe. Es ist bekannt, daß der Rheinische Bund vom Jahre 1658 von den Historikern theils als eine unnöthige, theils gar als eine unpatriotische Stiftung beurtheilt worden.

Schon Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, welcher zuletzt selbst der Allianz beitrug (am 8. November 1664.) war zu Anfang (1658) auf das lebhafteste gegen sie. *) Der hin-

*) Zum Eintritt in die Allianz aufgefordert, schrieb er an den Churfürsten von Köln: „Wir müssen es zwar für eine sonderbare Strafe, so der gerechte Gott über das römische Reich verhängt, achten, daß auch die vornehmsten Säulen desselben von dem rechten Wege, dasselbe in beständigen Friedensstand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten lassen; leben aber dennoch der festen Zuversicht, es werden Ew. L. sich nach wohlthörender Sache zu andern Gedanken wieder bewegen lassen — wie dann dieselben hoffentlich endlich selbst nicht anders urtheilen werden, denn daß die Allianz solche Dinge in sich begreift, welche mit den Reichsverfassungen und noch vielmehr mit dem Churverein gar nicht übereinkommen.“ (Pflüger V, 30).

ter dem Namen Monzambano verkappte Puffendorf gab dem Bunde Schuld, „daß er die deutsche Freiheit zu Grabe getragen“^{*)}; Spittler bezeichnet ihn als unnothig und unmotivirt**), und Mühs findet nichts passender mit ihm zu ver-

*) Samuel von Puffendorf, in seinem 1667 unter dem Namen Severinus de Monzambano herausgegebenen Buche: *De statu Imperii Germanici*. „Hoc modo planissimum sterni aditum sabruendae Germanicae libertatis stupidus sit, qui non animadvertat.“ Man wird sich verwundern, wie ein Historiker, wie Pfister (V. 30.) hier in einen so großen Irrthum gerathen konnte, zu schreiben: „Der Spanier Mezambano bemerkte andrerseits beklagend“ u. s. w. Der eigentliche Name des Verfassers blieb zwar in der ersten Zeit verborgen; und Boineburg z. B. hielt einen der Brüder Fürstenberg für den Verfasser. (Gruber II. 1198); doch bald wurde der rechte Autor entdeckt, und schon den 26. April 1668 (II. 1207) schreibt Boineburg: *Monzambanus seu Puffendorfius, Heidelbergae in Scania a Suedis vocatus, brevi istuc convolabit*, und, als Conring es noch in Zweifel stellte, versicherte er vom 7. Juni (II. 1220). *Puffendorfius esse Monzambanici aureoli libelli (ironisch?) auctorem, saltem conscriptorem unicum, certus esto*. Leibnitz greift ihn an in dem *Specimen Demonstr.* (wir kommen darauf zurück) und bezeichnet ihn deutlich genug: *Quidam Germanus nuper, qui se ficto Itali nomine Severinum de Monzambano vocat etc.* Daß dieser später so berühmte Gelehrte bei dieser Schrift den Conring, wie in den *Elementa Juris* den Weigel compilirt habe, behaupten die Zeitgenossen. (Vgl. Leibnitz *de pr. indiv.* Einleitung. S. 35). Man vergleiche endlich: Pfanner. *Historia Pacis Westphalicae*, Edit. 3. Vorrede. Wer so unreblich als Gelehrter verfahren konnte, auf dessen Aufrichtigkeit und politische Gesinnung ist auch nicht sonderlich viel zu bauen.

**) „So sind nie vorher in halben Jahrhunderten so viele Correspondenzen, Einungen und Allianzen geschlossen worden, als ist in einem Jahrzehend geschah, so verbreitete sich nie vorher eine Allianz benachbarter Fürsten zur großen allgemeinen Staatsconföderation, an welcher ohne Unterschied katholische und protestantische Prinzen, auswärtige und teutsche Mächte Theil nahmen, nie war ein Bund geschlossen worden, wie die große Rheinische Allianz, daß sich, ohne drängende allgemeine Noth, ohne irgend ein Interesse der Religion (folgen die Namen der Verbündeten) — verbanden.“ (Dies war zum Theil eine Folge des beim westphälischen Friedens den Ständen bestätigten Rechtes, in Bündnisse zu treten.)

gleichem, als den Rheinischen Bund von 1806, unter Napoleons Protectorat! Ueber die Folgen des Bundes läßt sich vielleicht streiten; die Absicht des Stifters aber war, wenn anders Leibniz Glauben verdient, die Sicherheit des Reichs durch eine engere Verbindung der mächtigern Staaten; die Einschränkung des Hauses Oesterreich war nur Vorwand. „Pro colore, heißt es Bedenken I. No. 65., bediente man sich damals, occasione belli Belgici, der Wort des Instrumenti Pacis, so dem Reich und dem Erzhaus Oesterreich Succurs in die Niederlande zu schicken verboten, gleich als ob solches Foedus, die Passage der Völker zu verwehren, in Favorem Galliae angestellt wäre. Der wahre finis Directorii foederis aber war schon damals: securitas publica, arctiore potentiorum statuum unione procuranda, wie aus dem foedere cum Gallia klar erhellet.“ Vorher sagt er — „solches (foedus Rhenense), wenn es in etlichen wenig Stücken verbessert gewesen, so aber die damaligen Zeiten nicht anders gelitten, (hätten) endlich zu einem solchen Foedere, wie das jegige projectirt wird, gedeihen können.“ — (Vgl. noch Bdken. II, 50.) Wir kennen wenigstens einen Schriftsteller der neueren Zeit, welcher, in einer fast überraschenden Uebereinstimmung mit Leibniz, den Patriotismus Johann Philipp's, als Stifter des Rheinbundes zu rühmen versteht. Es ist der Verfasser des berühmten Buches: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate. 1804.“ (Nach Wernhagen von Ense, der Graf Schlaberndorf). Die Analogie der Verhältnisse des deutschen Reichs zu Frankreich in den Jahren 1658 und 1804 läßt ihn an Johann Philipp denken; wir können nicht umhin, die Stelle (S. 367), der Vergleichung wegen, hieher zu setzen. (Wir schicken voraus, daß Ludwig XIV., nach dem Racher Frieden von dem Reichstage zu wissen beehrte, ob er, da er das Versprechen, Nichts abzureißen, heilig halten wolle, mit den im Racher Frieden erlangten Besizungen zum Mitstand angenommen werde; wo nicht, so möge das

Reich die Ansprüche abtreten — ein Ansinnen, welches besonders die evangelischen Stände ablehnten, besorgend, ein solcher Mitstand würde nicht nur den katholischen das Uebergewicht geben, sondern auch bald die Kaiserkrone erlangen): „Wenn Bonaparte, heißt es, gleich Ludwig dem Vierzehnten, den Gedanken faßt, oder schon gefaßt hätte, ein deutscher Reichsstand zu sein — und warum sollte er es nicht eben so gut sein können, als es der König von England seit einem Jahrhundert gewesen? — wenn er dadurch nun um so sicherer jedes kleinere Interesse der deutschen Reichsstände besorgen will, damit sich das große Interesse des Ganzen desto sicherer verliere, und er nachher Deutschland wie Italien beherrsche, — wird ihm sich dann auch ein weiser Reichsfürst, wie Johann Philipp von Mainz, für das allgemeine Beste erheben, und einen schützenden Fürstenbund zu vereinigen wissen? für diesen selbst den zurückgedrängten, beschwerlich sich aufdringenden Nachbar zu gewinnen wissen? Auch jenem edeln Churfürsten aus dem edeln Hause der Schönborn machten damals zwei Männer ganz widersprechende Gegenvorstellungen; auch damals waren die Reichsfürsten daran gewohnt, ihre Sicherheit in der Verbindung mit Frankreich zu suchen; auch damals vermochte keiner allein ihm zu wehren, ihm, dem unumschränkten Herrn der schönsten Monarchie, mit Kräften, die er mit äußerster Ueberspannung anstrenzte, sich als Gesetzgeber der Könige und Republiken aufzuwerfen.“ Johann Philippen stellt also dieser Schriftsteller den deutschen Fürsten seiner Zeit als preiswürdiges Vorbild hin! Was würde er erst geurtheilt haben, wenn ihm Leibnizens „Bedenken“ bekannt gewesen wäre, wo ein deutscher Fürstenbund nach den reinsten und höchsten patriotischen Tendenzen entworfen wird? Wie vortheilhaft endlich unterscheidet sich dieser Schriftsteller von Mühs, (in dem Buche: Vom Einflusse Frankreich's u. s. w. auf Deutschland. S. 120. und sonst) mit welchem er zwar in der Position gegen den „Erbfeind Deutschlands“ eine sehr

große, doch in der Leidenschaftlichkeit und daraus entspringenden Ungerechtigkeit so wenig Ähnlichkeit hat! —

Wir werden unten, wo wir auf das Bedenken zu reden kommen, an diese allgemeinen Ereignisse anknüpfen. Jetzt lenken wir unsre Aufmerksamkeit auf den Mann wieder hin, welcher in dieser ganzen Betrachtung ebenso sehr, ja, in gewisser Rücksicht, in höhern Grade als Leibniz uns interessirt — auf Boineburg.

Im Jahre 1663 rief der Kaiser die Stände nach Regensburg zusammen; die ursprüngliche Veranlassung zu dieser Handlung war die dringende Türkennoth. Die Stände wollten mit der Hülfe des Reichs zurückhalten: da trat Boineburg auf, und feuerte die Stände zur Eintracht und zur Verbindung gegen den Erbfeind der Christenheit an! Sein Eifer wurde von dem glänzendsten Erfolge gekrönt. *) Der Sieg bei St. Gotthardt erfüllte das christliche Europa mit Jubel und den größten Hoffnungen. Der übereilte Waffenstillstand mit den Türken, wodurch die Früchte des Sieges verloren gingen, kränkte auch Niemanden mehr, als Boineburg, so daß er seinen Unwillen gegen des Kaisers Liebling, den Fürsten Portia, bei mehreren Gelegenheiten unvorsichtig äußerte. Dieses ruhmvolle Auftreten in Regensburg war Boineburgs letzter Act, als Minister und Gesandter des Churfürsten von Mainz; schon nemlich war sein Fall vorbereitet, und bei der nächsten Gelegenheit, welche sich zu bald ereignete, erfolgte er so hart, als vollständig.

Ein Minister von dem Standpunkte Boineburgs, gleich erhaben, nach welcher Seite man ihn betrachtete, konnte unmöglich ohne starke Opposition bleiben. Dieser Minister

*) *Barbarus arma movet contraque Ratisbonam magnos
Teutoniae proceres ad pia signa vocat.
Noster adest et monstrat amico foedere Rhenum
Danubio certam ferre salutis opem.*

(Aus Leibniz's Epitaph auf Boineburg, 1696. Feder specimin. 412.)

war die Seele aller Regierungsgeschäfte, und bildete den Mittelpunkt aller Thätigkeit, in der innern Verwaltung, wie nach außen. Könige schätzten ihn hoch; Friedrich Wilhelm der Große, dessen Geschichtschreiber Puffendorf der Erzählung von dem Falle Boineburgs einen eigenen Abschnitt gewidmet hat *) wußte ihn, selbst nachdem er sich in das Privatleben zurückgezogen hatte, herauszufinden. Die Gelehrten wiederum erhoben ihren Mäcen bis an die Sterne, und bekannten sich unfähig, ihn nach Verdienst zu loben. Ein solches Bekenntniß führt Struvé an; es bezieht sich auf die letzte Zeit seines Lebens, und zeigt, daß die öffentliche Meinung in Bezug auf ihn sich stets gleich geblieben **). Kein Wunder, wenn er in dem Kreise, welchen er unmittelbar beherrschte, Neid und Haß auf sich geladen hat.

An der Spitze einer fanatischen und Boineburg lange nachtrachtenden Parthei am Hofe stand ein Herr von Reifenberg, mit welchem der eigene Bruder des Churfürsten, Philipp Erwin von Schönborn, zu dem Sturze Boineburg's sich verband. Dieser Herr war theils durch Vorenthaltung gewisser Geldnießungen, (wie Puffendorf erzählt) theils durch Entfernung von der Verwaltung, durch Boineburg (welcher ihn für unfähig hielt) sehr verletzt worden. Wenn nicht eben zu loben, so ist es doch erklärlich, wenn der große Staatsmann Andere sein geistiges Uebergewicht fühlen ließ. Dieses erfuhr sogar der Churfürst selbst, und ihr gegenseitiges Verhältniß war seit geraumer Zeit ein kaltes und gespanntes geworden. Eines Tages, erzählt Puffendorf, als seine Vorschläge bei dem

*) Res gestae Electoris M. l. X, § 79.

**) Acta Litteraria l. l. — Ut taceam alia elogia, quae ipsi a Burgoldensi atque omnibus conceduntur eruditiss. Inter quae praecipuum illud: „Moguntiae, immo totius Germaniae, oraculum hodie est Illustris Baro de Boineburg, virtuosus, bonus, utriusque fortunae capax, prudens, magnanimus, immo omnibus encomiis major. v. Oldenburger Thesaur. Rerump. p. IV. 745. Ein ähnliches Lob aus Spener's Feder, s. Jac. Ph. Spener. Consilia Latina etc. I, 159.

Churfürsten auf Widerstand stießen, nannte er ihn in aufgeregter Stimmung „unwissend oder furchtsam“ (rerum ignarum aut meticulosum); dazu vor Freunden, welche diese Aeußerungen dem Churfürsten hinterbrachten. Auch wurde der Churfürst von Eifersucht und Neid ergriffen, daß das Ansehen dieses Ministers bei dem Kaiser *) und den Franzosen täglich wuchs, daß jener endlich meist nach eigenem Willen und sogar dem Churfürsten zum Troge (ingratiis) handeln wollte. Daher wurde seit längerer Zeit eine Gelegenheit abgewartet, ihn zu stürzen.“ Diese kam bei folgendem Anlasse: Die dem Churfürsten von Mainz zugesprochene Stadt Erfurt versagte im Sommer 1664 den Gehorsam; zu schwach, sie zu zwingen, wandte sich jener an seinen Verbündeten, Ludwig XIV, welcher ihm auch eine ansehnliche Hülfe unter dem General von Pradel zuschickte, der mit den mainzischen und lothringischen Truppen die Stadt Erfurt den 15. October 1664 zur Capitulation nöthigte, worauf sie die Herrschaft von Mainz anerkannte. **)

Zum Abgesandten in dieser Angelegenheit war, wie bei allen wichtigen Geschäften, Boineburg bestimmt worden, und diesem lag an der Botschaft diesmal persönlich viel, um gewisse Mißhelligkeiten, welche durch Lionne, Mazarins Nachfolger, bei Hofe gegen ihn aufgekommen waren, durch seine Erscheinung auszulöschen. Der Bruder des Churfürsten aber wußte es bei diesem durchzusetzen, daß statt Boineburg, Reisenberg, dessen Hauptgegner, abgesandt wurde. Höchlich erzürnt und beleidigt wollte Boineburg doch etwas für sich thun, und so schrieb er hinter dem Rücken des Churfürsten an Lionne, schilderte ihm den schlechten Menschen, wie er ihn kannte, namentlich nannte er ihn den falschesten aller Menschen (mendacis-

*) Dies dürfte bezweifelt werden: Non certe apud Caesarem, quod vel hae testantur epistolae, bemerkt auch Gruber (II, 1154).

**) Allgem. Welthistorie 39, 567.

simum mortalium), der nur gekommen sei, die Franzosen zu hintergehen. Diesen Brief zeigte der von Boineburg, bei Mazarin's Lebzeiten, mehrmals zurückgesetzte Minister dem Reifenberg vor! und sprach sich vor diesem mißfällig darüber aus; und dieser benutzte die gute Gelegenheit, die Stütze, welche Boineburg an dem französischen Hofe von alter Zeit her hatte, vollends zu untergraben.

Wie schlecht Boineburg am kaiserlichen Hofe angeschrieben stand, wissen wir schon. Der Minister Portia war sein persönlicher Feind, und alles, was in dem Reichsdirektorium dem Wiener Hofe zuwider geschah, wurde dort Boineburg Schuld gegeben.

„Sobald als diese beiden Stützen fortgezogen waren, erzählt Puffendorf, gab der Churfürst seines Bruders Vorstellungen nach, den einflußreichen Minister, welcher seinem Herrn hemmend im Wege stand, zu entfernen.“ Dies geschah gegen das Ende des Jahres 1664. Boineburg wurde nicht nur von seinen hohen Würden abgesetzt, sondern auch auf der Festung Königstein eingekerkert, und hier bis zum Frühjahr 1665 in enger Haft gehalten. Man hoffte, ihn des Verbrechens zu überführen; seine Papiere wurden streng untersucht; allein, sagt Puffendorf, alles legte nur Zeugniß ab von dem sich hingebenden Eifer des treuen und rechtschaffenen Ministers!“ (sed ea omnia nil nisi enixum fidi atque cordati Ministri studium expresserunt). Endlich wurde er auf Bürgschaft, keine Rache zu nehmen, (data cautione de non ulciscendo) seiner Haft entlassen. Der von seinem Irrthume zurückgekommene Churfürst wollte voll Bedauern den schwer gekränkten, treuen Diener sich versöhnen; er bat, er ließ durch Freunde Boineburgen ohne Unterlaß bitten: „wieder zu ihm zurückzukehren und seinen Platz wieder einzunehmen; er solle doch nur kommen und den Churfürsten anhören!“

*) Eigenes Bekenntniß Boineburg's, aus seinem Schreiben an Jo. Linker, seinen vertrauten Freund, vom 27. März 1666 (ein Jahr nach

alle diese Reue, diese Wünsche und Klagen blieben fruchtlos. Die Erschütterung wirkte zu tief und anhaltend nach; er nahm die Glückwünsche und Eröstungen seiner zahlreichen Freunde und Verehrer gleichgültig entgegen, entschlossen, in das Privatleben zurückzutreten. Seine Seelenergüsse und Bekenntnisse aus dieser Zeit gehören zu den anziehendsten Denkmalen einer großen Gesinnung. Was seinen Geist so tief herabbeugte, war nicht der erfahrene Undank allein: dieser löste sich auf in den tiefen Schmerz über das Unglück des Vaterlandes, über den unterhöhlten Zustand Deutschlands bei der ganz Europa drohenden Katastrophe, und als Deutscher fühlte er doppelt. Er sah, daß der reinste Wille des Einzelnen, der seines früheren Herrn, wie sein eigener, an den verworrenen Zuständen der Gegenwart sich abstumpfend, fruchtlos bleiben und einem unaufhaltsamen Geschehe weichen müsse. In solcher Stimmung warf er sich der Religion in die Arme; religiöse Studien und Uebungen nahmen den größten Theil seiner Zeit ein *). Die übrige Zeit schenkte er der Literatur und den Wissenschaften. Keine Wissenschaft war ihm fremd. Er selbst hatte ein, schon der Aufgabe wegen, anziehendes Werk: *De usu errorum in republica*, in 5 Büchern, verfaßt, welches noch, handschriftlich

seinem Sturze) aus Frankfurt: Landgravius Ernestus nuper me heic domi meae convenit perclementer et comiter. Apud ipsum, prout scribit, Heros olim noster mei praeclaras nec unas, solito liberaliores in speciem mentiones fecit, semper ingeminans carmen tristissimum: „eccur non ad se redeam? quare ipsius alloquium tam perseveranter defugiam?“ sed contineo me, sub Dei manu, intra metas modi privati, qui indies mihi incipit magis allubescere. Gruter I. 8.

*) Non ambio limina Potentum, nedum ut in curae pro publico partem resumam appetam. Procul esto omnis haec profanitas. Aeternitatem commentemur propius, quae forte ad portas. Tempora qualia impendeant, conjectatio est satis liquida. Curae politicae alios exedant, nos stabilia distineant. Praescii metus deinceps exsunt. Quisque suos patimur manes. Anxia cautio multaque sollicitudo summos agitat Monarchas. Nostra nos quies exhilaret. Cum horrore interim expendo praesentem rei Christianae positum . . . (ib).

aufbewahrt, vorhanden sein soll. Jetzt arbeitete er an einem umfassendern Werke, welches, vollendet, für künftige Zeitalter ein Hauptwerk geblieben wäre, nämlich einer allgemeinen Geschichte der Literatur. *) Auch führte er ohne Unterbrechung seinen Briefwechsel mit der gelehrten Welt nach allen Gegenden fort. Sein gegenwärtiger Aufenthalt war Frankfurt, von wo aus er von Zeit zu Zeit Reisen machte. Diejenige, auf welcher er Leibniz kennen lernte, schien (nach der Lücke in seinem Briefwechsel mit Conring zu vermuthen) längere Zeit gedauert zu haben. Hier also in Frankfurt, im Frühling des Jahres 1667, zwei Jahre nach seinem Rücktritt in das Privatleben, finden wir ihn im Anbeginne lebendiger Wechselwirkung mit seinem Leibniz. Diese merkwürdige Begegnung wirkt einen neuen Glanz auf das Leben Boineburgs. Seine Lebensfreudigkeit erwacht sogar von neuem; die Zeit hat beschwichtigend auf das verwundete Gemüth eingewirkt; sein Unwille gegen den Hof hat abgenommen, und kaum verfließt ein Jahr, so reicht er dem Churfürsten versöhnend seine Hand. Diese Versöhnung wird durch ein Familienband, eine Heirath zwischen des Churfürsten Neffen, Melchior Friedrich Grafen von Schönborn und Boineburgs ältester Tochter, Sophie, besiegelt; Boineburg lebt von dem Frühling 1668 an in den alten Verhältnissen wieder in Mainz. Nur von amtlicher Stellung und der Uebernahme seiner früheren Würden hält er sich frei. **) —

*) *Moliebatur opus de universa Re litteraria, quod pro immensa eruditione sua felicissime dedisset procul dubio, nisi mors subitanea destinatis ejus intercessisset. Meelführer. Access. histor. ad Biblioth. promiss. et latent.*

**) Diese hatte der Churfürst auf seinen Bruder übertragen, welcher sie bis an seinen Tod, d. 4. Nov. 1668, behielt. (Gruber II, 1275). Nachher erhielt sie dessen Sohn und Boineburgs Schwiegersohn (der Stammvater des noch blühenden gräflichen Schönbornschen Geschlechts), welcher nämlich in den handschriftlichen Briefen als Ober-Marschall angeführt ist.

In diesem Bilde seines Charakters, seiner Schicksale und Lebensweise steht der Mann vor uns, welcher auf die ganze Lebenszeit Leibnizens auf die entscheidendste und lange nicht hinreichend bekannte Weise eingewirkt hat. Sein Verhältniß zu Leibniz aufzufassen ist nicht leicht, obschon die plumpen Vorstellungen Mancher unschwer zu beseitigen sind.

So müssen wir von vorn herein die gäng und gebe Vorstellung abweisen, als habe sich Leibniz im gemeinen Sinne des Wortes bei Boineburg in den Dienst begeben, und gegen bestimmten Lohn sich und seine Zeit ihm vermietet. Die Thatfachen sprechen dagegen. Wir sehen es, Leibniz handelt ganz frei und selbständig; er geht bald bei seiner ersten Anwesenheit in Frankfurt hinüber nach Mainz, läßt sich am Hofe vorstellen, nimmt auf der Stelle Beschäftigung in Mainz an und lebt, wie die Data seiner Briefe zeigen, abwechselnd in Frankfurt und in Mainz. Sehr häufig und auf unbestimmt lange Zeit ist sein Umgang mit Boineburg unterbrochen, und dann füllt ihr Briefwechsel diese Lücke aus. Daß er für ihn sorgte, dessen rühmt sich allerdings Boineburg in seinem Briefe an Couring aus Cöln vom 26. April 1668 (II, 1209), doch in keiner andern Weise, als wie ein Gönner für seinen Günstling sorgt, dem er Verbindlichkeiten genug schuldig ist; er schreibt nämlich: *Moguntiae nunc degit — — nec extra curam meam*. Damit stimmt Leibnizens Beschwerde in einem „Memorial aus Paris“ überein *), wenn er sagt: „und solche meine Forderung ist um so viel desto mehr gegründet, dieweil ich von dem seligen Herrn Baron für alle die Zeit meines Verbleibens zu Mainz ihm geleistete Dienste nicht die geringste wirkliche Vergeltung erhalten,“ indem er sich durch den Ruhm, „in eines solchen Mannes Achtung zu stehen, damals belohnt genug gefunden habe.“ Wir erwägen die von Leibniz verrichteten Lei-

*) Wir werden es vollständig in der Biographie Leibnizens mittheilen.

stungen, wie sie in demselben Dokumente namhaft gemacht werden. Es sind Leistungen, welche mit Geld nicht abgelohnt zu werden pflegen. Mechanische Beschäftigungen, wie eine Stellung der vermeinten Art unvermeidlich mit sich bringt, waren von Leibniz's Thätigkeit in den Angelegenheiten Boineburgs ganz ausgeschlossen, z. B. ein Bücherverzeichnis nach einer neu erfundenen Methode, das Leibniz von Boineburgs Bibliothek anfertigte, und dessen Leibniz bei demselben Anlasse gedenkt, mußten Andere abschreiben. Mit einem Worte, die Stellung, welche Leibniz sich selbst und welche Boineburg vor der Welt ihm giebt, diese Stellung im Ganzen muß man in's Auge fassen. Damit wäre die Frage für den Unbefangenen erledigt, wenn wir nicht fänden, daß Gruber, dessen Stimme in diesem Felde immer gehört werden muß, die verworfene Ansicht von einem eigentlichen Dienstverhältnisse Leibnizens zu Boineburg gar durch Beibringung von Quellenzeugnissen zu erhärten suche. Diese müssen wir also in Kürze doch beleuchten. Zu jener vorhin angeführten und ausgelegten Stelle aus Boineburgs Briefe an Conring vom 26. April 1668 macht er eine ausführliche Anmerkung folgenden Inhalts: „Vor Leibniz schon hatte Boineburg andere Gehülfen in seinen Studien (*alios studiorum adjutores*). Das Amt (*officium*) des letzten beschreibt er in Ep. XLII ad Dietericum (vom 1. März 1666 p. 205) folgendermaßen: „*Homini illi paedagogo, quem librorum callentem (!) esse dixi, scribas velim, ut me frequentet — desit id genus notor vel anagnostes, dum sub aliis aestuo curis; neque ejusmodi indicem opis suae operaevē poenitebit.*“ Dieser Schreiber und Vorleser Boineburgs wird in einem der folgenden Briefe von Boineburg genannt und — verwünscht! Er hatte ihm nämlich mit größtem Undank und schändlicher Aufsehrung gelohnt. Boineburg schreibt (Epp. ad Dietericum p. 248. ep. LVI): „Jener Hermann Schein aus Westphalen, den du mir vor nicht langer Zeit empfohlen, war ein undank-